Heimathlos.

Eine Erzählung

von

M. Goldschmidt.

Aus dem Dänischen.

Zehnter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1858.

Heimathlos.

Zehnter Band.

Erstes Kapitel.

——— Es ist so schwer! Ich keuche wie ein Hund an einem heißen Tage. Der Mangel an Leben quält mich.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menschliche begehrt,
Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann,
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

So singt Uhland. Er hat es auch bewiesen. Es tröstet aber doch, von Untröstlichkeit zu lesen, dafern sie nur brav und ehrlich ist.

* *
*

Ich bin in einer Menge Schulen umher gewesen, auch in Armenschulen, um den Unterricht in dem Wichtigsten anzuhören: Kenntniß über Leib, Seele und Tod. Hier und da traf ich Menschen, welche das Eigenthümliche, die edle Essenz in sich hatten, die mir fehlt oder die ich zu entwickeln suche, von welcher ich fühle, daß sie jetzt nur erst noch in einer flüchtigen Form vorhanden, noch kein Theil von mir, noch nicht die Gewohnheit der Seele geworden ist. Sie machten mich gut durch ihren Blick. Ich freute mich darüber, daß der Boden meines Vaterlandes eine solche Ernte trägt. Dennoch aber sehnen sie sich in der Regel hinaus — nach einem einträglicheren Amte; sie fühlen sich in ihrem Berufe nicht heimisch. Das Gewöhnliche, was ich traf, war unschöner. Man versteht nicht, Gott als eine Freiheit vorzustellen, sondern als einen Zwang, obschon in sanfter, patriarchalischer Gestalt. Aber nimmt er nicht diese Sanftheit an, weil er Zweifel über sein Recht hat? So Etwas, scheint mir, muß dunkel den Kindern vorschweben und hat gewiß auch mir vorgeschwebt. Das Erste, was man thun muß, wenn man auf seinen eigenen Beinen steht, ist, so weit auszuschreiten, als die Welt es erlaubt, denn

die eigentliche Religiosität — Drang zur Reinheit und Freiheit (der Herrschaft der Seele) — hat man nicht, und man glaubt im Grunde, daß das Gesetz willkürlich gegeben worden, anstatt daß es das eigentliche und wahre Wort der Natur ist.

* *
*

— — — Die Kuchenfrau draußen hat sich eine kleine bunt angemalte Bude, anstatt des armseligen und offenen Dinges, halb Zelt, halb Regenschirm, unter welchem sie zeither gesessen hat, bauen lassen. Ich kam zeitig heute Morgen vorbei und gab ihr Handgeld. Ich wußte nicht, was ich kaufen sollte, und nahm daher Etwas, was sie mir als etwas ganz Delicates anpries, einige rothe Zuckersachen, welche sie Damenconfect nannte und die mit Likör gefüllt sein sollten. Der Likör schmeckte mir abscheulich widerwärtig, aber ich ließ mir Nichts merken, schluckte den Confect hinunter und lobte ihn, damit sie es nicht für eine schlimme Vorbedeutung ansehen möchte, daß der erste Kunde das Gesicht verzog oder ausspuckte. — Während des Nachmittags fiel mir plötzlich ein, daß dies das erste Mal in mei-

nem Leben ist, daß ich so Etwas für Andere gethan, daß ich ein wenig Liebe zu ihnen bewiesen und mehr an sie gedacht habe, als an mich selbst. Mein ganzes Leben ist ein Streben gewesen, das Beste zu kosten, Alles als mir tributpflichtig zu betrachten, auszuspucken, was mir nicht gefiel und damit zugleich der erstaunten, bewundernden, aber unglücklichen Kuchenfrau, welche mir vorkam, meinen feinen Geschmack zu beweisen.

* * *

— — — Heute sah ich auf der Straße einen betrübenden Anblick. Eine kleine, sauber gekleidete Dame blieb mit dem Griffe ihres Sonnenschirms an den Kleidern einer armen Frau hängen, und als sie den Sonnenschirm losmachte, sah sie, daß er an Lumpen hängen geblieben war. Alles ging sehr schnell vorüber, das saubergekleidete Mädchen bat unwillkürlich um Verzeihung und eilte weiter. Ich vermuthe, daß sie in ihrem Herzen sehr unglücklich darüber war, die Armuth der Andern bloßgestellt zu haben, und eben so vermuthe ich auch, daß die Arme es tief und bitter fühlte, daß der Sonnenschirm einer

eleganten Dame dies gethan hatte. So viel Wehe in einer Secunde, und ein so kleines Resultat! Ganz als ob die Begegnung auf einem reißenden Strome geschehen wäre. Und doch, wer sagt, daß sie ohne Resultat sei? Leicht möglich, daß das geputzte Mädchen in diesem Augenblicke in ihrem Innern mit einer Versuchung kämpfte, daß sie schon ein wenig abwärts glitt, und daß der kleine Ruck, als der Sonnenschirm hängen blieb, ihren Gedanken eine andere Richtung gab und ihr symbolisch zeigte, woran sie im Begriffe stand mit dem Haken ihres Lebens hängen zu bleiben.

* * *

— — — Heute Nacht erwachte ich, weil auf der Gasse geschrieen ward: Zu Hülfe! Wächter! — ich hätte beinahe geglaubt, ich sei es. Es war die Fortsetzung meines Traums. Ich bin es, welcher schrei't. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich gestern als Zuschauer herumlief und Betrachtungen über die beiden Frauenzimmer anstellte, und vielleicht heute, morgen und so fort bis an mein seliges Ende als Zuschauer herumgehen werde, ein

Griff, ein kleiner Haken! „Ein Königreich für einen Haken!" könnte ich mit trivialer Parodie sagen. Es ist Nichts mit meiner Idee, ein Gustav Adolph zu sein, oder zu werden. Wäre ich dies in meinem Sinne, so würde ich es auch in der Wirklichkeit, denn der Himmel ist gerecht. Um in irgend einer Hinsicht in unserer Zeit ein Genie zu sein, dazu gehört weit mehr als in der frühern Zeit, denn die Entwickelung ist gestiegen und alle Verhältnisse des Lebens sind feiner und sublimer geworden. Gleichzeitig aber verlangen wir stärker begabten Menschen eine lange Zeit unseres Lebens hindurch weniger von uns selbst. Wir sehen die Begabung für ein persönliches Privilegium an, während doch das Genie ein Privilegium im Dienste der Menschheit ist. Fra Jacobeo sagte mit Selbstvorwurf, er sei ungehorsam und begehre den großen Kampf, weil er in dem kleinen nicht siegen könne. Warum begehre ich das Große, eine kämpfende und siegende Stellung draußen in der mächtigen Welt, da ich gestern nicht einmal im Namen der Idee auftreten und mit meiner Intelligenz einem der beiden Frauenzimmer zu Hülfe kommen konnte? Es war so schwierig, aber weßhalb? Weil ich in meinem Herzen nicht

die rechte Liebe hatte, welche ausstrahlt und nicht verkannt wird und nicht Gelächter erweckt — weil ich keine Höhe besitze — weil ich ein kleiner, unbedeutender Mensch bin, der fortwährend seinem Egoismus huldigt. Wo giebt es Befreiung von diesem Schmerze? Das Gebet macht ihn tiefer und milder, bewirkt aber kein Wunder.

* * *

— — — Ich möchte so gern zum Abendmahl gehen und Theil einer Gemeinde werden, irgend wohin gehören. Aber ich kann keine Persönlichkeit finden, welche mich mit dem schwarzen Rocke und dem weißen Kragen aussöhnt. Eben so wenig kann ich mich bequemen, mich selbst aufzugeben, und anzunehmen, daß irgend eine heilige Macht, welche ich nicht mit Willen und Gebet in meinem Innern hervorbringen kann, mir von außen eingegeben werden und Wunder wirken kann. Wenn es ein solches Wunder wirklich giebt, warum zeigt es sich dann niemals wirklich? Warum sieht man unter Allen, welche das Abendmahl austheilen und empfangen, niemals einen Einzigen begeistert werden, sich selbst

hingeben und seine Person zum Bollwerk der Wahrheit machen? Warum giebt es so wenig idealen Aufschwung, wenn die Welt an eine ideale, Wunder wirkende Kraft glaubt? So weit ich gekommen bin, bin ich ohne Wunder gekommen, und wenn man die Sache bei Licht besieht, stehe ich nicht jetzt eben so hoch? Und ich habe doch nicht auf pharisäische Weise die Hoffnung aufgegeben, auf dieselbe Weise noch höher zu steigen.

* * *

— — — Es nützt Nichts! Ich kann erwachen wie ein Mensch, der Alles vergessen hat. Was ich gestern unabweislich richtig fand und was mir zum Frieden gereichte, das scheint mir heute ungereimt, lächerlich und die Frucht einer krankhaften Stimmung oder gar von Feigheit. Zuweilen scheint es mir, als ob meine Natur einen schweren Schlag erhalten hätte. Ich gehe nicht freudig und mit Leidenschaft auf ein Ziel los; ich handle nicht in Folge Dessen, was in mir lebt; ich trage nicht mein Theil zum Ganzen bei.

Wenn nun die ganze Welt es so wie ich machen

und nur an den Tod denken wollte? Wenn sie nur auf sich Acht geben wollte, daß sie nicht sündige? Dann lebte sie nicht. Die leise fallende Schneeflocke, welche in Gemeinschaft mit den andern unzähligen Millionen Flocken einen weißen Teppich über die Erde breitet, scheint mich einen Narren zu nennen, der sich nutzlos anstrengt. Das Licht hinter den Gardinen, wo die Menschen sorglos und frei athmen und mit jedem Athemzuge dem Tode näher kommen, ohne daran zu denken, scheint mir zu sagen, daß ich ein Narr bin, denn ich habe die Phantasie meiner Jugend von den hinter Mauern verborgenen Marmorpalästen gegen den Gedanken vertauscht, daß der Tod hinter dem Ganzen steckt.

Der Sonnenstrahl, welcher des Morgens auf den Schnee fällt und die Krystalle desselben zum Funkeln bringt, erweckt wieder jenen herrlichen Traum, den ich einmal auf den Bergen hatte, die unaussprechliche Hoffnung und Sehnsucht, den wunderbaren Glauben, daß das Leben, der Sonnenglanz des Horizonts, die Seligkeit birgt — und nennt mich einen Narren.

O die wunderbare Jugend in meinem Herzen,

welche an die Wiederkunft des Schiffes glaubte, an eine Gottheit im Walde, an Feeen in der Luft, an Sirenen im Wasser und an Rübezahl in den Bergen — und die nicht sterben will. Sie kommt über mich, senkt sich auf mich herab, spricht mit unzähligen feinen Stimmen und endet damit, daß sie das Lied von den Weinstöcken singt, „wo die Ranken grünen."

Dann scheint es mir, als hätte ich Kraft, zu erobern, Alles zu ergreifen und zu genießen, und daß keine Schranke mir entgegenstünde als Mangel an Fähigkeit zum Genießen, oder Mangel an Muth, und dann erwacht der Mißmuth, die innere, starke, unbändige Sehnsucht nach Kampf, nach Vernichtung der Menschen, welche im Wege stehen. Es gehen auch eine Menge Menschen umher, deren einziges Recht zum Leben und zum Genießen der feige Friedenszustand ist, welcher sie der Nothwendigkeit überhebt, ihre Persönlichkeit auf's Spiel zu setzen. Dem Laufe eines geladenen Pistols gegenüber würden sie werden wie ein „Wassermann", der auf's Land geworfen wird — trockener Schlamm.

Es ist das nicht fromm gedacht, das weiß ich

wohl; aber wenn Alles zu Allem kommt, ist es dann nicht besser, ein Straßenräuber zu sein, als ein frommer Kopfhänger?

Diese Empfindungen sind für das Gemüth nicht wohlthätig. Ich kann mit dem Verstande, aber nicht mit dem Herzen mich erinnern, wo ich gestern war. Das heiligste Buch ist in dieser Stimmung von keinem Nutzen, denn ich vermisse den Drang, in dem Buche zu lesen, und ich begreife, wie Fra Jacobeo auf den Gedanken kam, sich zu geißeln, um den widerspenstigen Körper zu zwingen. Ich begreife das Mönchswesen, obschon ich weiß, daß es verwerflich ist. Ich will nicht gern das Heilige aufgeben, sondern den Schein desselben bewahren und zugleich die Welt genießen. Ich verstehe das ganze Heuchlerwesen. Es ist im Grunde nichts Anderes, als ein Versuch, die Fahne aufrecht zu erhalten, während man ihr selbst untreu wird. Ich verstehe die unzähligen Theorieen, welche die Menschen ersonnen haben, um sich das Leben leicht zu machen, wie zum Beispiel den Ablaß, oder die Theorie, daß ein Heiliger seine Seele bei Gott haben kann, während der Leichnam sündigt, ohne Schaden zu nehmen. Ich verstehe

Molina, welcher lehrte, daß es der Teufel sei, welcher in Abwesenheit der Seele den Körper bewegt. Ich verstehe, wie der arme Mann darauf kam; aber mein Hirn ist noch zu gesund, um in eine solche Verwirrung zu gerathen.

Wenn ich nun energisch umkehrte? — Aber die Rückkehr ist mir ja abgeschnitten! Hinter mir gähnt ein Abgrund und vor mir sehe ich den steilen Bergesgipfel, welcher sich im Himmel birgt — oder in Nebel.

* * *

— — — Man kann sich nicht besser machen, als man von Natur ist. Man besteht aus Atomen, und nach deren Natur und Zusammensetzung hat man Hang zur Reinheit, Sinn für das Schöne, das Erhabene u. s. w., oder nicht. Ferner hat man in Folge dieser Zusammensetzung einen Willen, seine Neigungen zu beherrschen, oder nicht. Man gehört zu den Auserwählten, oder zu den Verstoßenen; selbst das Christenthum lehrt das. In der Offenbarung Johannes wird davon gesprochen, wer in Versuchung gerathen soll. Selbst im Gebete des Herrn ist die

Rede davon, daß Gott uns in Versuchung führt. Alles Dies ist ein Spiel mit Kräften, welche Niemand versteht.

*   *
*

— — — Heute nahm ich ein Pferd und ritt, trotz Schnee und Eis, sechs Meilen weit. Es ermüdete doch.

*   *
*

— — — Heute ritt ich wieder und machte Bekanntschaft mit einem Bereiter.

*   *
*

— — — Heute lag der Schnee zu hoch und ich ritt im Reithause. Hier ritt auch sie, die ich einmal auf dem Balle des Grafen traf, Fräulein von Vega. Sie ist jetzt verheirathet, ziemlich stark und rothbäckig, aber immer noch hübsch mit dem Vornehm-Dreisten in ihrem Wesen. Der Bereiter sprach mit mir ganz ungenirt über den Stolz ihres Mannes, lächelte aber darüber, denn das thut Nichts — sie ist reich. Ich grüßte sie, und konnte mir nicht erklären, daß ich unter ihren Augen mit größerem

Vergnügen ritt; sogar das Pferd schien munterer und lebhafter zu werden. Die Anderen ritten und conversirten mit ihr und lachten mit ihr, und mich beschlich ein tiefes Herzweh, ausgeschlossen zu sein, mich selbst ausgeschlossen zu haben, davon ausgeschlossen werden zu müssen. Ich kann fast nicht mehr Gutes vom Schlechten, Schönes vom Unschönen unterscheiden.

* * *

— — — Ich bete zu Gott um Hülfe, aber ohne Hoffnung und ohne rechten Willen. Sind solche Persönlichkeiten wie die frohen, verlockenden, lebenslustigen, süßlächelnden Frauen wirklich ein untergeordnetes Geschlecht? Geschieht es, daß man, wenn man sich an sie oder andere Verhältnisse anschließt, den kräftigen Halt am Leben verliert, die überschauende Macht, das tiefe Wahrheitsgefühl, die Fähigkeit zur Aufopferung und die Tüchtigkeit zum Sterben? Wie fühle ich mich zerrissen von Sehnsucht, von Schmerz und Begier! Wie scheinen sie und Alle, mit welchen sie spielt, daheim zu sein auf der Erde, und ich, der Einsame, der Strebende, der Streitende,

heimathlos. Denn nur das Unsichtbare ist meine Gesellschaft und man bemerkt dessen Dasein nicht, wenn Entbehrung und Sehnsucht das Herz schwer macht. Und ich sollte und wollte mich selbst zwingen, daran zu glauben und festzuhalten! Mein Gott, mein Gott, wie ernst ist das Leben und wie schwierig ist der Ernst!

* *
*

— — — Ich begegnete ihr. Ich glaube nicht, daß sie mich sah. Sie ging auf der andern Seite der Straße. Ach, es war dasselbe Antlitz, obschon bleicher als früher. Ich liebe sie nicht mehr, aber dieser gesegnete Zug um den Mund, dieses reine Profil, dieses Antlitz erinnerte mich an Rom, an Genf, an Schwytz, an den Augenblick, wo ich sagte: „Haben Sie mir vielleicht einen Auftrag nach Dänemark zu geben?" an das Gasthaus, wo ich Peter Kröll verlassen wollte und wo mir die Worte entgegen traten: „Nimm mein Kreuz auf Dich und folge mir" — an das Kloster, vor welchem sie mich verließ und aufgab — mit Recht. O Herr, ich danke Dir, daß Du nicht das Gerechte und Schöne hinweggenommen

haſt aus der Welt; daß Du ſie haſt leben laſſen, um mich zu erinnern und um Schmerz und Frieden zurückzuführen in meine Seele. Ich krieche wieder unter das Kreuz meiner Seele und ſchleppe es weiter.

* *
*

— — — Nun weiß ich es. Es wird mit gebietender Macht von mir verlangt, daß ich mich vollſtändig hingebe, in die Welt hinausgehe und Alles ertrage, um das auszubreiten, was er Schechinah nannte und was wir Alle den heiligen Geiſt oder Gottes Reich nennen. Es wird verlangt, daß man nach ſeiner ganzen Erkenntniß handle. Ich habe nicht umſonſt jenen ſelbſtkritiſirenden Blick, den Haß gegen Selbſttäuſchung und das tiefe Gefühl erhalten, daß das Leben ſo furchtbar ernſt und ſo herrlich in dieſem Ernſte iſt. Keine äußere Macht verlangt Etwas von mir, aber die Bedingung für den Frieden der Seele und einen würdigen Tod iſt, daß die einmal verliehenen und entwickelten Kräfte gebraucht werden ſollen. Man kann nicht leichtſinnig und ungeſtraft die höheren Ideen anrühren, man kann ſie nicht heraufbeſchwören, einen Kreis um ſich ziehen und

ihnen befehlen, außerhalb desselben zu bleiben; sie müssen in die Seele aufgenommen werden, sonst zerreißen sie den, der sie heraufbeschworen.

* * *

— — — Heute traf ich Löwenhjelm . . . . ."

Zweites Kapitel.

Otto hatte Löwenhjelm getroffen. Als er eines Tages aus einer Straße in die andere bog, hörte er einen Reitersäbel auf den Plastersteinen klirren und munteres Gespräch. Es war der Rittmeister in österreichischen Diensten, Graf Löwenhjelm, mit ein paar dänischen Freunden. Nach Dem, was Otto von Bagger gehört hatte, konnte er in Löwenhjelm nur einen unedeln Feind sehen, und wollte mit einem kalten, flüchtigen Gruße an ihm vorbeigehen.

Der Rittmeister eilte ihm aber mit allen Zeichen der Freude und Freundschaft entgegen und rief:

„Kroyer, Bruderherz! das ist eine glückliche Begegnung. Haben Sie mir den Schuß verziehen?

Ich konnte nicht anders, Gott verd— mich! Sind wir gute Freunde?"

Otto zögerte, in die dargebotene Hand einzuschlagen. Er erzählte Löwenhjelm, was er nach Bagger's Behauptung nach Hause geschrieben haben sollte.

„Das ist eine Verdrehung meines Briefes!" rief Löwenhjelm. „Ich sprach darin nur ganz flüchtig von Ihnen. Ich werde den Brief herbeischaffen und erkläre auf alle Fälle, hier in Gegenwart dieser Herren, daß, wenn auf Jemanden ein Tadel fallen kann, er auf mich fallen muß."

Otto schlug nun in die dargebotene Hand ein, während seine Brust sich hob. Eine schwere Last war ihm von seinen Schultern genommen und die Luft wölbte sich plötzlich hoch und blau über ihm.

Löwenhjelm faßte ihn unter dem Arme, indem er sagte:

„Hören Sie, wir Zwei haben einander bis jetzt mit sonderbarer Feindschaft behandelt, lassen Sie uns nun Freunde sein. Ich bleibe nur vierzehn Tage hier. Wir wollen einander oft wieder sehen. Kommen Sie mit nach Hause zu meinem Vetter."

Otto dachte an das Zusammentreffen bei Milner und sein Unrecht gegen den Grafen.

„Ach, die Jugendgeschichten," sagte Löwenhjelm. „Ich bringe Ihnen eine Einladung — wo wohnen Sie?"

Der Graf nahm eine bedeutende Stellung als Administrativbeamter ein und hatte überdies seine großen Besitzungen. Er verwendete seine ganze Zeit auf praktische Beschäftigungen und hatte nach den Zeitumständen eine gewisse Gleichmäßigkeit angenommen. Im Gespräche mit Otto bemerkte er bald, daß dem jungen Manne gegenüber weder Stolz, noch Herablassung am rechten Orte; war doch kostete es ihm einige Mühe, eine bestimmte Haltung diesem energischen Gemüthe gegenüber zu zeigen, welches die Dinge vom idealen Gesichtspunkte aus betrachtete, und dem er gleichzeitig gern von praktischem Nutzen sein, ihm zu einer tüchtigen Beschäftigung helfen wollte. Er seinerseits suchte wiederum Nutzen von dem Idealistischen zu ziehen, welches Otto in die Angelegenheiten hineinbrachte.

Einmal sprachen sie von den materiellen Interessen, und der Graf sagte mit einiger Laune:

„Es ist ein großes Glück für die parlamentarischen Staaten, daß die materiellen Forderungen so wichtig sind, denn diese beruhen auf Prinzipien, welche weder geleugnet, noch verdreht werden können, ohne daß jeder Bürger es zu fühlen bekommt; folglich muß jede Regierung mitten in aller Einseitigkeit und Sophisterei der Parteien das Wahre zu idealisiren suchen."

Otto ward von dieser Aeußerung angenehm berührt und antwortete:

„Dies bekräftigt den Ausspruch der Frau von Staël: „La morale est la nature des choses." Die materiellen Interessen aber scheinen mir noch eine andere Seite zu haben. Sie dienen der Aufklärung, der Wissenschaft, der Schönheit, dem Fleiße und der Wohlfahrt des Volkes, haben aber zugleich eine heimlich demoralisirende Macht dadurch, daß sie den Genuß zum Lebenszwecke machen."

„Wie, wenn nun beide Meinungen wahr sind?" fragte der Graf lächelnd.

Otto antwortete:

„Ich glaube, wir kommen auf den Satz, welchen

Aristoteles aufstellte, nämlich, daß die Tugend die rechte Mitte zwischen zwei Lastern ist. Während das Volk nahe daran ist, die rechte Mitte zu erreichen, aber noch scheu und mit Ehrfurcht darnach strebt, bricht Schönheit und Poesie hervor. Das ist die Blüthenzeit; das Opfer wird dem Gott gebracht. Dann kommt der Niedergang — Fülle, Uebersättigung und Tod. Man genießt das Opfer selbst."

Nach einer Pause sagte der Graf:

„Ich überlegte mir eben, ob die Tugend denn wirklich die Mitte zwischen zwei Lastern innehält. Lassen Sie uns einmal sehen — zum Beispiel Tapferkeit zwischen Feigheit und Tollkühnheit."

„Ja, die begeisterungslose Tugend, welche nicht aus dem Unsterblichkeitsglauben hervorgeht."

Ein anderes Mal war der Graf über gewisse ausländische Zustände mißmuthig und rief:

„Es ist doch verwünscht, daß wir nicht eine Großmacht sind und uns nicht einrichten können, wie wir es am bequemsten finden."

Sie sprachen eine Weile hierüber. Endlich sagte der Graf:

„Wohlan, mein Herr Philosoph, können Sie

in dieser Beziehung auch einen tröstenden Ausspruch finden?"

„Ich fürchte, meine Philosophie erstreckt sich nicht so weit; zuweilen aber, wenn ich Dänemark als das beste Land der Erde betrachtet habe — und man kann sich je zuweilen solcher Vorstellungen über sein Vaterland nicht erwehren — ist es mir eingefallen, daß es vorzugsweise die Aufgabe erhalten habe, die Gerechtigkeit gegen sich selbst und seinen Nächsten zu realisiren, und daß es deßhalb so klein ist. Das Kleine hat keine andere Stärke."

Erst jetzt in diesem neuen Umgange kam Otto zur vollständigen Erkenntniß Dessen, was er in den vergangenen Monaten mit sich selbst ausgerichtet, welches Gepräge er seiner Seele gegeben. Zwischen ihm und der Welt hing gleichsam ein dünner, feiner Schleier, so daß sie wohl zusammen sprechen konnten, aber nicht zusammen gehörten. Gleichzeitig aber ward die Welt auch immer heller und heller, strahlte in dem Glanze ihrer eigenen Herrlichkeit und lag vor ihm wie neugeboren nach der Sündfluth.

Es war eine neue Freude über das Dasein, eine neue Jugend, deren Jubel nur mit Mühe im Zaume gehalten ward. Bald wich das Ganze vor

der Macht des Willens und rief selbst durch seine Niederlage Melancholie hervor, machte ihn bald darauf aufmerksam, daß ein Schleier zwischen seinen Worten und der Wirklichkeit hing, und so stritt er mit sich selbst. Er schrieb:

* * *

— — — „Meine ich von dem Herzen, daß Gerechtigkeit die Stärke des Schwachen ist und er damit zufrieden sein kann? Liegt nicht tief in dem Gemüthe eine Sehnsucht, stark zu sein, die Macht zu haben, ungerecht sein zu können? Dann sollte man zugleich die Kraft haben, gerecht zu sein. Das ist das Ideal. Aber wenn es wahr ist, giebt es dann in der Wirklichkeit kein Ideal für den Schwachen? Muß er blos aus Feigheit oder aus Ohnmacht sich mit dem Reden über Gerechtigkeit begnügen? Da steh' ich wieder — O ich vergesse die Worte, welche Castro anführte:

„Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister.

* * *

— — — Der Graf kommt mir vor wie die Personification des Besitzes, der Familie und des Einflusses. Ich erfasse und fühle ihn wie „einen Mann von Gewicht." In seinem Körper ist nicht blos eine Seele, sondern noch etwas mehr, das lebende Princip für eine Menge Häuser, Gärten, Legate, Anstalten, von welchen andere Menschen leben. Jeder Gedanke, den er hat, jeder Beschluß, den er faßt, wiegt in der Wagschale für Andere. Ich bin im Vergleiche mit ihm etwas ganz Bedeutungsloses. Ich habe weiter Nichts als einen Körper, welcher sechs Fuß Erde braucht, um Ruhe zu bekommen. Ich bin, recht besehen, ein Proletarier, welcher in der Lotterie auf bestimmten Zug — eine Seele — spielt. Er besitzt Pietät für Alles, was alt und traditionell ist. Dies überwiegt sogar seine politischen oder persönlichen Feindschaften. Es ist, als ob er seine Persönlichkeit nicht als alleinstehend, sondern als Glied einer Kette fühlte.

Es liegt vielleicht sehr Viel darin, vielleicht eine geheimnißvolle Naturwahrheit. Wenn man auf die genaue Verbindung achtet, welche zwischen Eltern und Kindern besteht, selbst da, wo der Stammbaum nicht weiter beachtet wird — die schicksalsschwangere

Einwirkung des Blutes, welcher sich Niemand entziehen kann, so kommt man leicht darauf, daß die persönliche Unsterblichkeit vielleicht zu einer Art Familienunsterblichkeit modificirt werden kann — einer langen Reihe von Eltern und Kindern, auf für uns unbegreifliche Weise geordnet, wodurch das Familienleben fortgesetzt wird. Auf diese Weise wird man dann in die andere Welt aufgenommen, Vater und Kind — eine unendliche Glückseligkeit für Die, welche geliebt und eine Nachkommenschaft höherer Art hinterlassen haben — etwas Furchtbares für Die, welche nicht geliebt oder eine schlechte Nachkommenschaft in der Welt zurückgelassen haben, welche sie nun wieder in sich aufnehmen müssen.

* *
*

— — — Während ich die Pläne und Entwürfe, die der Graf mir übergeben hat, durchgehe und ausarbeite, kehrt mein Gemüth fortwährend zurück zu diesen Gedanken, und besonders zur Gerechtigkeit, welche die Welt so schön macht, während sie selbst so streng ist. Selbst die Liebe fällt mit darunter. Wir sind wahrscheinlich in die Welt gesetzt,

um uns zu veredeln und um edlere Wesen hervorzubringen. Wenn Mann und Weib, wenn sie sich umarmen, von wahrer Liebe, von Gottesfurcht und Zärtlichkeit durchdrungen sind, wenn die Seele, das Ideale, in ihnen lebt, so werden auch die Atome, aus denen ihr Kind besteht, von dieser Seelengleichheit durchdrungen und es wird ein ausgezeichnetes, liebenswürdiges und begabtes Wesen geschaffen. Aber welche Vergangenheit gehört sowohl in geistiger als in körperlicher Hinsicht hierzu! Welche glückliche, wackere Entwickelung bei dem Manne, und welche gesunde, kräftige, liebenswürdige Unschuld bei dem Weibe! Welche Erfahrung und Kümmernisse müssen sie auch gehabt haben, denn Kummer veredelt. Der Kummer ist nicht etwas Göttliches, aber ein Balsam, welcher die Augen dafür öffnet. Alles Dies wußten die Alten. Man sieht das aus dem Gebete des Tobias in der Brautkammer. — O, eine Braut! Aber dann muß man auch ein rechter Bräutigam sein.

In dem einen Entwurfe, welchen der Graf mir gegeben, kommt die Aeußerung vor, daß man zeitigen (leichtsinnigen) Eigenschaften vorbeugen müsse. Dann aber weis't man ja viele Menschen auf ein wildes Jugendleben an. Dann kommen bei vielen

Gelegenheiten Menschen zusammen, welche selbst unedel, unedlere hervorbringen. Wie soll man hier abhelfen und uns arme Menschen unterstützen? Und wie soll man sie zeitig mit der Seelenessenz erfüllen, deren Frucht eine große, schöne Menschenzukunft ist? — ach, die Zukunft, die ich nicht sehen soll!

* * *

— — — Wie soll der sonderbare Schmerz, der wie ein Zugvogel in meine Seele kommt und das Lied singt, welches er am Besten versteht, in etwas Wirkliches verwandelt werden und sich im Handeln geltend machen?

Es giebt ein Gefühl, welches mir immer klarer und zugleich immer peinlicher wird, und dieses ist, daß ich in der Einsamkeit und Stille das Ideal in mir zu tragen scheine. Sobald ich aber in die Welt hinauskomme, tritt es auf die Seite, und gleichsam eine andere, nicht entgegengesetzte, aber verschiedene Persönlichkeit mit ihrer besondern Geschichte nimmt die Macht an, führt mich, ist mein eigentliches Ich. Sie denkt, spricht, handelt mit vollkommener Bestimmtheit, hat eine gewisse Haltung den Menschen

gegenüber, ist in gewissen Beziehungen stärker und männlicher als mein stilles Ich, hart, unruhig, auf ihrem juristischen Rechte bestehend. Bin ich dann wieder allein, so tritt auch diese Persönlichkeit wieder in den Hintergrund und das Ideale wieder hervor. Beinahe wie in einem Glase Kalkwasser, wo die Theile, nachdem sie geschüttelt worden, sich scheiden und nach einiger Zeit wieder Klarheit eintritt. Aber es liegt etwas Verwirrendes und Schmerzliches in dieser Art und Weise zu existiren. Der Tod, ja dieser hebt die Verwirrung. Aber das Schwierigste von Allem ist eben, gut zu sterben."

Es konnte nicht fehlen, daß Das, was Otto auf diese Weise beschäftigte, noch deutlicher im Gespräche mit dem Grafen zu Tage trat, so wie sie näher mit einander bekannt wurden. Otto war ein wenig überrascht, daß der Graf sogar diese Gemüthsbewegungen kannte, und der Graf verrieth eine ähnliche Verwunderung, indem er sagte:

„Was? Schlagen Sie sich ernstlich mit diesen Gedanken herum?"

Otto fragte:

„Wie sind Sie denn damit bekannt geworden, Herr Graf?"

„Ja, ich habe freilich das Räthsel nicht lösen können; aber ich weiß, daß es mich quälte und daß ich nicht anders davor Ruhe fand, als dadurch, daß ich mich in die Arbeit vertiefte."

„Ja, aber es giebt ja Arbeiten, in denen man etwas Gutes und Ideales hervorzubringen sucht und wo dann der Gedanke wieder hervortritt, denn man kann ja nicht mehr hervorbringen als Das, was man in sich trägt."

„Man muß nicht mehr wollen — man muß seine eigene Natur nicht forciren."

„Aber wenn es nun in dem Menschen liegt? Wenn man nun momentan das Beste geschmeckt und dessen Kraft gefühlt hat, wenn man sich beständig sehnt, aber nicht die Harmonie finden und mit seiner Vergangenheit nicht fertig werden kann?"

„Ja, in dieser Beziehung kann ich mich entsinnen, daß ein Wort von Goethe große Wirkung auf mich äußerte — ich werde es gleich aufschlagen. Es betrifft einen Jüngling, der aus Verdruß über

einen begangenen Fehler nicht zur Ruhe kommen kann, und Goethe sagt von ihm: „Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigne moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nicht verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird.“"

Otto antwortete lächelnd:

„Das löſ't nicht die Frage, welche eben ist: Welche Thätigkeit stellt ein solches Gewissen zufrieden? Und ist es nicht gerade die wahre menschliche? Der indische Religionsstifter kam eben so nahe als Goethe, oder vielleicht noch näher, als er sagte: Ein Brahmin muß sich niemals verachten, was er auch gethan habe."

Der Graf rief in einer Anwandlung von Humor aus:

„Ja, da können Sie sehen, man muß erstens von Adel sein — — Da haben Sie wieder den adeligen Hochmuth, aber dies Mal brauchen Sie sich nicht darüber zu erzürnen — in Wahrheit ist uns dänischen Adeligen nicht vergönnt, eingebildet zu sein — dafür

sorgen schon die Blätter. Thun Sie mir nun einen Gefallen. Lassen Sie sich nicht irre machen, sondern sprechen Sie sich ganz und so gerade aus wie möglich. Ich höre mit Freundschaft, ein so großer Egoist ich auch bin. Lassen Sie uns, da wir einmal bei diesem Kapitel sind, sprechen wie Männer, und versuchen, das Schmerzliche zu messen. Was wollen Sie? Was begehren Sie? Was steht im Wege?"

Otto antwortete:

„Es würde leicht in Winselei ausarten, wenn ich von Dem sprechen wollte, was inwendig im Wege steht. Dies macht man am besten mit sich selbst ab."

„Nun, so lassen Sie uns das Auswendige in's Auge fassen. Man findet zuweilen eine Beruhigung darin, wenn man seine Gedanken die ganze Weltordnung über den Haufen werfen läßt."

„Damit sie später als gute Bürger wieder zurückkehren, nicht wahr?"

„Ja, nachdem sie sich an Zaunpfählen und Allem, was verkehrt gestellt ist, müde gerüttelt haben."

„Ich habe an der Weltordnung Nichts auszusetzen. In seinem Innern führt man selbst ein

unzuverlässiges Heer, aber die Existenz ist so herrlich geordnet, daß sie zur Bezwingung dieses Heeres dadurch beiträgt, daß sie Schmerz bringt. Sobald die Sonne des Glückes scheint, wächs't das Unkraut, oder es tritt ein gleichmäßiger behaglicher Zustand ein, der den Menschen als Conferenzrath seinem Ende entgegen führt."

„Nun, so nehmen Sie doch dieses Unglück auf sich — enden Sie als Conferenzrath!"

„Ja, aber dann muß man auch in die Verhältnisse passen, welche in der Conferenzraths- und Rangordnungswelt herrschen; man muß die Kunst verstehen, sich zu accommodiren, die Welt zu nehmen, wie sie ist, Liebenswürdigkeit als etwas Alltägliches zu besitzen, anstatt eine bestimmte Mission zu haben, die Welt weiter zu bringen oder von Ideen emporgetragen über die Erde zu wandeln. Das ist es, worauf es ankommt," fuhr Otto fort, und der sanfte Ton, in welchem er bis jetzt gesprochen, wich und ließ die verborgene leidenschaftliche Gemüthsbewegung zum Vorschein kommen. — „Es kommt darauf an, zu handeln, seine guten Fähigkeiten in Thätigkeit zu setzen, Beistand zu leisten und Beistand zu finden. Sie sagten, Sie hörten mich mit Freund-

schaft an. Wohlan, wenn nun zum Beispiel wir, Sie und ich, uns an einander schlössen und noch Mehrere an uns zögen und uns die Aufgabe stellten, in allen Angelegenheiten die Wahrheit zu erforschen und rücksichtslos zu sagen, während wir uns zugleich durch eine dürftige Lebensweise von allen irdischen Rücksichten unabhängig machten —"

„Das wäre ja eine Partei."

„Ja, aber mit dem Unterschiede, daß, während die Parteien anderwärts zum Vortheil für die Glücklichen sind und einen Theil ihrer Mitglieder zu Aemtern, Titeln und Orden erheben und übrigens über die kleinen und großen Schattenseiten der Mitglieder hinweggehen, wir gerade das Gegentheil thun und uns die Hingebung und Aufopferung zum Zwecke machen würden. So war es ja in der ersten Zeit des Christenthums, und so Etwas schwebte auch Sokrates und seinen Schülern vor, und selbst Heine hat es angestrebt, indem er sang:

„Tausend Ritter wohl bewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt."

Denken Sie sich die Wirkung in der Politik und Poesie, im ganzen Leben!"

„Ich kenne das Lied von Heine, welches Sie da citiren. Es endet, glaube ich, auf folgende Weise:

„Nun so schau' mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist,
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist."

„Ja, so versteht man den Kampf eine lange Zeit — einmal aber entdeckt man, daß die Aufgabe eine andere ist."

„In der Praxis wird es doch alle Mal so. Hören Sie, wissen Sie was, ich glaube, daß Ihr Gedanke unpraktisch ist — aber Sie müssen heirathen."

Otto schwieg.

Nicht lange darauf sagte der Graf eines Tages:

„Jetzt habe ich Etwas für Sie! Sie sollen alt, ruhig und zufrieden werden. Sie müssen es machen wie ich und die unruhigen Gedanken durch praktische Arbeit todtschlagen. Es kann gut für Sie sein, wenn Sie sich einige Jahre in einer andern Sphäre bewegen. Es ist so eben ein kleiner diplomatischer Posten in Amerika erledigt. Nehmen Sie diesen an, so stehen Sie mit dem Fuße bereits auf der Schwelle.

Wir wollen sehen, daß wir ihn für Sie bekommen können. Es ist aber am besten, wenn Sie erst Reichstagsmitglied werden. Mein Einfluß ist kaum so groß, daß ich anders Ihnen den Posten verschaffen könnte. Nehmen Sie mein Anerbieten an? Es ist gut gemeint."

— Zu Hause las Otto Das wieder durch, was er das letzte Mal geschrieben, nachdem er Camilla begegnet war — über die vollständige Hingebung. Er konnte aber sich nicht wieder in jene Gemüthsstimmung zurück versetzen. Er verstand sie nicht mehr, sondern fand das Anerbieten des Grafen verständig, gesund, praktisch und schön. Er beschloß, es anzunehmen, während eine Menge neue, lebensfrische Pläne und Hoffnungen sich in einem Vers versteckten, welcher ihm wieder einfiel:

„Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt."

Und so sang er noch einmal: „Zum Sieg und Glück ward Volmer geboren".

Als sie weiter über den Plan sprachen, sagte der Graf:

„Sie wissen, daß die Regierung keine Partei und keinen Wahldistrict zur Disposition hat — ich auch nicht — aber es kann ja nicht unmöglich sein, mit einer oder der andern Partei ein Uebereinkommen zu treffen.“

Otto meinte, nun sei es Zeit, sich an Schiött zu wenden, und der Graf sagte:

„Ach ja; alle Wege führen nach Rom.“

Drittes Kapitel.

Anfangs hatte Otto keine Lust, Schiött Etwas von seinem eigentlichen Zwecke zu sagen, konnte aber schon bei der ersten Unterredung Nichts verbergen, und zu seiner Verwunderung nahm Schiött die Sache mit größerem Ernst und Interesse auf, als er hörte, daß man dabei ein persönliches Augenmerk habe.

„Das ist gut," sagte er, „das sind keine Phrasen. Sie kommen auf's Dorf und wollen eine Gans haben. Sie bekommen sie zum Dorfpreise und brauchen sich nicht zu bedanken."

„Ja, wieviel beträgt der Dorfpreis?"

„Ganz einfach — die Abgabe, welche der Parteiführer erhebt — denn er ist erst gekommen und

hat die Partei gebildet. Sie müssen sich verpflichten, in einer Session zu dienen und mit uns zu stimmen — dann können Sie reisen."

„Das finde ich klar und deutlich. Aber ich muß doch wohl erst erfahren, worüber und wie gestimmt wird?"

„Sehen Sie mich denn für einen Seelenverkäufer an, daß Sie das so scherzend sagen? Alles wird Ihnen so deutlich werden, wie bei einer Licitation, wo die Bedingungen auf dem Rathhause zur Einsicht vorliegen. Morgen können Sie, wenn Sie Lust haben, an einer vorläufigen Wahlversammlung Theil nehmen."

Die Versammlung ward in einem Wirthshause gehalten und bei ihrer Ankunft war schon eine große Menge versammelt. Die Atmosphäre, welche ihnen entgegen schlug, war sehr widerlich, aber Otto sagte bei sich selbst:

„Das ist das praktische Leben. Hier nützt es Nichts, Poet zu sein. Von feiner Arbeit wird der Bauer nicht kräftig und seine Felder düngt er nicht mit Patschuli."

Eine andere Atmosphäre aber war noch schlimmer, wenigstens für ihn. In Folge der Entwickelung,

welche er durchgemacht, war er hier ganz fremd. Das Ziel seiner innersten Natur war die Persönlichkeit, die nach innen gewendete Individualität, welche Alles in der Stille mit sich selbst abmachte und sich auf ihre eigene Macht stützte.

Hier dagegen war ein Jeder von dem tiefen, starken Instincte durchdrungen, daß er Nichts für sich allein war, sondern daß alle Bedeutung nur in dem Zusammenhalten Vieler lag. Er hatte einen kurzen, aber hartnäckigen Kampf gegen die Begierde geführt, seine Seele hatte ein unauslöschliches Gepräge dadurch erhalten, und hier war eine Versammlung der Begierden. Alle verlangten für Alle, aber das Ganze war die Summe des Strebens jedes Einzelnen und es waren hauptsächlich die Güter eines Andern, welche sie sich zu einem gezwungenen billigen Preise zu verschaffen suchten. Den Satz, welchen sie als Grund anführten, hatte er schon in Rom und in noch größeren Versammlungen gehört: „Die Armen haben lange genug für die Reichen gearbeitet — sie haben Miteigenthumsrecht an dem Reichthume erworben."

Mit einer unwillkürlichen Geneigtheit, ihnen entgegen zu kommen, malte Otto sich die Zukunft

aus — den größern Wohlstand und die größere Bildung vieler einzelner Familien. Aber unüberwindlich stand es vor seinem Gemüthe, daß der Grund, auf welchen gebaut werden sollte, von der Nemesis unterhöhlt sei, daß, wenn man in ein nicht durch Anstrengung, sondern durch Abstimmung erworbenes Haus zöge, der Segen nicht nachfolge.

Er erkannte das Volk nicht wieder, wie er es in seiner Erinnerung bewahrt und nach den Gesichtszügen des Einzelnen beurtheilt. Während sie hier zusammen kamen, schienen die Führer Alles hervorzulocken, nur nicht das Ideale. Er bemerkte einen gewissen stärkenden Geist des Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsprinzips, fühlte aber bei sich selbst, daß, wenn ein Verdienst hierbei sei, er es den Andern überlassen müsse. Seine Rolle war es nicht.

Was ihm ferner auffiel, war die Haltung, die Schiött beobachtete. Schiött ward hier mehr beherrscht, als er Leiter war. Er hatte keine andere Wahl als den Interessen zu dienen und mußte sich mühsam durch viele widerstreitende Forderungen hindurcharbeiten und zweideutige Antworten geben, die nur scheinbar täuschten. Die Zuhörer wurden in dieser Beziehung von einer bewundernswürdigen

instinktartigen Schlauheit geleitet. Sie brauchten den Jägermeister gerade so viel, als sie wußten, daß er sie brauchte, und es war Aussicht vorhanden, daß er abgenutzt und auf die Seite geworfen werden könnte, wenn er von der Menge ausgepreßt wäre.

Als sie nach Hause fuhren, war Schiött sehr müde und verstimmt. Otto hatte noch niemals fünf Minuten mit ihm zugebracht, ohne daß er gesprochen hätte, jetzt dagegen schwieg er den ganzen Weg.

„Worüber grübeln Sie denn so tief nach, Schiött?“ fragte Otto endlich, als sie sich seinem Hause näherten.

„Ich denke nicht nach. Ich sitze hier und freue mich,“ antwortete Schiött.

„Sie freuen sich? Dann nehme ich mein Mitleid zurück. Ich glaubte, Sie wären mißmuthig über all' diese Unruhe und Beschwerde.“

„Gerade darüber muß man sich freuen. — Wissen Sie wohl, daß ich erst heute Abend Director am größten Theater der Welt geworden bin?“

„Schiött!“ rief Otto und schloß ihn in seine Arme, denn er fürchtete, er habe den Verstand verloren.

„Heiberg hat einmal in seiner fliegenden Post eine Abhandlung über unpassende Berührungen auf der Bühne geschrieben. Ihre Berührung ist unpassend oder unnöthig — aber es ist wahr, es mangelt Ihnen die Voraussetzung. Sagen Sie mir, kennen Sie den Hadschi?"

„Meinen Sie Hadschi Baba's Abenteuer?"

„Baba? Bah!"

„Diese Sprache verstehe ich nicht. An übertrieben vielen Vocalen leidet sie nicht."

„Lassen Sie uns kein leeres Stroh dreschen. Ich meine die Speise oder die Delikatesse, den Gelée Hadschi."

„Das ist ja eine Art Opium."

„Ja, eben so wie ein Diamant eine Art Stein ist. Opium ist ein Barbar, welcher den Menschen an der Gurgel packt. Hadschi ist ein orientalischer Diener, der einen Schleier über die Welt und den Genießenden selbst wirft, und man kann durch Versuche es so weit bringen, daß man genau bestimmt, was für ein Schleier es sein soll, welche Blumen und Figuren darin eingewirkt sein sollen, vom geheimnißvollen Lotos an bis zum duftenden Veilchen,

von indischen Tempelruinen bis zur luftigen Sennhütte, von Zenobia an bis zur Nähterin, und wenn man erwacht, so ist man nicht schlaff."

„Nun, und?"

„Nun, dies ist die Panacee, welche die Götter den Menschen geschenkt haben, um ihnen alle Illusionen der Jugend zu ersetzen. Alles, was Sie geträumt haben, bekommen Sie durch den Hadschi und bekommen es als eine solche Wirklichkeit, daß Sie sich einbilden können, die Zeit, welche Sie auf andere Weise zubringen, sei ein Traum, eine häßliche Wirkung des willkürlichen Opiums."

„Und genießen Sie Hadschi?"

„Mit Maßen. Wenn der Opiumrausch unbehaglich wird, muß man suchen, ein wenig in die schöne Wirklichkeit zurückzukommen."

„O, Schiött!" rief Otto.

„Was wollen Sie?" entgegnete Schiött. „Sprechen Sie in diesem Tone? Ich glaubte, ich säße an der Seite des praktischen Mannes und jetzt höre ich plötzlich die Stimme des Studenten. Ich glaubte, ich hätte Ihrem bewundernden Blicke eins der Naturgeheimnisse enthüllt, von welchen weltkluge

Männer die Decke hinweggezogen haben, und nun erkenne ich an Ihrer Stimme den altklugen Spießbürger, der vielleicht gar noch mein Vertrauen mißbraucht."

„Das werde ich nicht thun, Schiött; ich werde um meiner selbst willen mich bemühen, zu vergessen. Lassen Sie mich Ihnen blos sagen, daß es Ihnen nur im Hadschi gelingen kann, mich zum Reichstagsdeputirten zu machen."

Camilla und Hald saßen mit einander am Theetische. Hald hatte einige Papiere aus seinem Arbeitszimmer mitgebracht und blätterte darin, während er aß und trank.

„Glaubst Du, daß es gesund ist, auf diese Weise zu essen?" fragte sie lächelnd.

„Was soll ich thun?" antwortete er. „Du weißt ja, daß ich Präsident des Comité's bin, welcher die Wahl leiten soll, und das darf nicht versäumt werden."

Nach einer Pause legte er die Papiere von sich, sah Camilla an und sagte:

„Andere Männer, die ich nicht nennen will, haben doch einen ganz andern Nutzen von ihren Frauen als ich von Dir habe — Gott behüte! — ich tadle Dich nicht. Du bist eine gute und fromme kleine Frau, die ganze Welt respektirt Dich, oft bin ich ganz stolz auf Dich — ja, das ist wirklich wahr — wenn Du mir aber mit Deinem Köpfchen helfen willst — kannst Du Dich entsinnen, Camilla, in dem ersten Jahre nach unserer Verheirathung, wo Du an Allem Theil nahmst und uns Alle mit einander erheitertest —"

„Kannst Du," antwortete sie, „Dich entsinnen, daß Ihr, Du und Deine Freunde, damals auch etwas Anderes waret? Wenn Ihr spracht, gab es Begeisterung für die Freiheit ohne Gedanken an Eure eigenen Personen — wenigstens ganz unbedeutend — jetzt dagegen ist es Euer Ich, Euer Ansehen und Euer Amt, welches stets mit in's Spiel kommt."

„Ja, damals waren wir mit der Freiheit verlobt, aber jetzt sind wir mit ihr vermählt — das ist die ganze Sache. Ich kann das sagen, ohne den Respect gegen die Ehe aus den Augen zu setzen. Sage mir, verlangst Du, daß wir Aemter und hohe Stellungen aufgeben und unsere Gegner sie einnehmen

lassen? Und wenn wir auch einige Fehler haben sollten, so darfst Du nicht vergessen, daß wir doch nur Menschen sind."

„Nur Menschen!" sagte Camilla leise mit einem eigenthümlichen Ausdruck, welcher andeutete, daß sie bei diesen Worten an das große Pfund, welches dem Menschen anvertraut ist, im Gegensatz zu der Schwäche dachte, auf welche Hald sich berief.

„Ja, weißt Du was, mein Kind," sagte Hald, dem dieser Ausdruck höchst unbehaglich war, „wir können fürwahr nicht nach der Bibel leben. Wir können, wenn uns Jemand auf die eine Wange schlägt, nicht auch die andere hinhalten."

Sie antwortete:

„Ich dachte gerade nicht an die Bibel — es giebt auch noch andere Bücher."

„Ja wohl — Poesieen!" sagte Hald die Achseln zuckend und nahm seine Papiere zur Hand.

„Nein, hier will ich Dir Etwas aus einem Buche vorlesen, welches Du mir selbst gebracht hast. Es ist die Geschichte Rom's. Hier steht: „Viriathus, ein Spanier, diente in dem Heere seines Vaterlandes

gegen die Römer. Er hatte schon früher als Hirt sich im Kampfe gegen Raubthiere und Räuber ausgezeichnet — jetzt war er muthiger Anführer einer kleinen Schaar. Er war zugleich mit den Andern auf einem Berge umzingelt und man stand im Begriff, sich dem Feinde zu ergeben. Da trat Viriathus vor und versprach Denen, die ihm folgen wollten, Rettung, und es glückte. Nun ward er zum Herrn und König gekrönt, aber er vereinte seine fürstliche Macht mit unverändertem, gleichmäßigem Wesen. Von dem reichbesetzten Hochzeitsmahle bei seinem Schwiegervater, Fürst Astolpa in dem römischen Spanien, stand er auf, ohne die goldenen Becher oder die kostbaren Speisen berührt zu haben, hob seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr nach seinen Bergen. Keine äußere Auszeichnung unterschied ihn von seinen Soldaten, nur an der männlichen Gestalt und dem aufmunternden, treffenden Worte kannten ihn die Soldaten, ganz besonders aber daran, daß er im Maßhalten und in Geduld der Erste war, sich niemals ohne seine Rüstung sehen ließ und in der Schlacht voranging.““

„Verachtest Du uns, weil wir nicht streitbare Krieger und geharnischte Ritter sind? Es ist ein

großer Abstand zwischen verachten und nicht thätigen Antheil nehmen können."

„Ich bitte ja nur ganz in der Stille, für Dich und unser Kind leben zu dürfen."

„Wenn Du vielleicht den Besuch abstatten wolltest, von dem Du weißt, dies würde eine gute Wirkung für uns äußern, und wenn Du das thust, so werden Alle es wohlgethan finden."

„Willst Du mich zu Deinem Abschreiber gebrauchen, kann ich für Dich in aller Demuth arbeiten, so will ich es thun, Hald, aber mißbrauche Deine Frau nicht. Ich bin vor Gottes Augen selbst schuldig, und kann ich eine arme Sünderin besuchen und ihr Trost bringen, so verlange es, aber —"

„Wenn Du erst so anfängst zu sprechen, dann habe ich genug," antwortete er mißmuthig, nahm seine Papiere zusammen und wollte gehen.

„Komm," sagte sie, „laß mich Dir helfen. Laß mich nur Dein Abschreiber sein, zeige mir Deine Papiere und erzähle mir von Deinen Mühen und Anstrengungen. Komm, laß mich Dir die Falten von der Stirn streichen."

Ein aufmerksamer Beobachter würde in diesem Augenblicke in Camilla's Augen einen Ausdruck gesehen haben, als ob sie Etwas anriefe, Kraft zu bekommen, ihre Pflicht auf die rechte Weise zu thun.

„Na, siehst Du," hob sie wieder an, „die Falten waren gefällig und legten sich ganz artig."

„Ist man auch nicht im Eisen, wie Herr Viriathus," sagte Hald, „so ist man deßwegen doch auch nicht von Eisen. Ihr solltet lauter Viriathusse zu Männern haben."

„Sollst Du alle diese Briefe beantworten? Das ist ja entsetzlich! — Weißt Du was — wenn Du Dich ganz ruhig in Deinen Lehnstuhl setzen und dictiren willst, so will ich schreiben. Wer soll der Erste sein, dem wir antworten? Wie schief er schreibt — Paulsen — was ist das für ein Paulsen?"

„Der Justizrath Paulsen. Er zählt die Wählbaren auf, welche in seinem Kreise gewählt werden können, und meldet, daß Otto Kroyer in diese Gegend gekommen ist, vermuthlich in der Absicht, Umtriebe zu machen."

„Otto Kroyer!“ sagte Camilla, indem sie sich unmerklich vom Lichte abwendete; „willst Du ihn empfehlen?“

„Nein, warum sollte ich das?“

„Aber wenn Du ihn dem Justizrath empföhlest, glaubst Du, daß er gewählt werden würde?“

„Das kann wohl sein. Wünschest Du vielleicht auch, ihn gewählt zu sehen?“

„Ja.“

Ein absonderliches Gefühl: Eifersucht und zugleich Freude darüber, seine Frau auf einer Schwäche zu ertappen, bemächtigte sich Hald's.

„Du nimmst,“ sagte er, „ein auffallendes Interesse an einem Menschen, der eine Zeit lang mit uns umging, aber plötzlich wegblieb und sich seit seiner Heimkunft bei uns nicht hat sehen lassen.“

Sie antwortete:

„Von allen Menschen, die ich kennen gelernt, hatte Kroyer die größte Anlage, unter einer guten Leitung etwas Ausgezeichnetes zu werden. Diese aber hat ihm gemangelt und nun ist er ein ganz weltlicher Mensch geworden, aber mit feinen Sinnen

und guten Fähigkeiten. Unser Herrgott wird ihn am jüngsten Tage verstoßen, aber wie mir scheint, sollten wir Andern ihm Gelegenheit geben, sein Schmetterlingsleben auf der Erde zu leben — er hat ja weiter Nichts. Man hat ihm eine Anstellung in Amerika versprochen, wenn er Reichstagsdeputirter wird; laß uns ihm daher kein Hinderniß in den Weg legen. Wer weiß?"

Es lag eine logische Unsicherheit in diesen Worten, aber der stille religiöse Ton, in welchem sie sprach, verbarg diese Unsicherheit vor Hald und vielleicht vor ihr selbst. Auf jeden Fall konnte Hald nicht eifersüchtig auf einen Mann sein, den seine Frau nach Amerika haben wollte.

„Ja, ich verstehe mich nicht darauf, die Angelegenheiten des Himmels auf solche Weise zu arrangiren," sagte er. „Aber woher hast Du denn das erfahren?"

„Ganz zufällig. Graf Löwenhjelm interessirt sich für ihn und die Schwester des Grafen erwähnte, als wir aus der Kirche kamen, ihr Bruder sei sehr ärgerlich über einen Brief gewesen, welcher diese Sache beträfe."

„Also auf diese Weise geht Ihr in die Kirche?“

„Wir kamen heraus, lieber Hald,“ berichtigte Camilla in einem Tone, in welchem etwas Aengstliches, gleichzeitig aber auch ein Anflug von ihrer früheren Schalkhaftigkeit lag. Sie setzte hinzu:

„Da ich nun jetzt diesen Brief sah, so war dies gleichsam ein Fingerzeig.“

„So ist es auch — Graf Löwenhjelm — es kann nicht so übel sein, diesem Manne unter der Hand eine kleine Aufmerksamkeit zu beweisen. — Da kannst Du aber sehen, daß Du selbst mit Aemtern und Stellungen handelst.“

„Wenn ich aber jetzt an Paulsen für Deinen Schützling schriebe, würdest Du dann —“

„Zu ihm fahren? Unter keiner Bedingung, Hald.“

„Nun gut, aber dann muß ich den Conferenzrath einladen — — und willst Du recht freundlich gegen ihn sein? Denn Du kannst Dich recht gut zwingen, freundlich und liebenswürdig zu sein, wenn es auch nicht Dein Ernst ist, Du kleiner Schelm!“

Camilla ward bleich und antwortete „Ja“.

Sie wollte zu ihrem Kinde hinein gehen, blieb aber unterwegs in ihrer Schlafkammer stehen, während sie die Thür der Kinderstube aufschloß. Es kam ihr vor, als ob sie Gedanken gehabt und als ob sie ihr Gemüth in eine Bewegung gebracht hätte, mit der sie nicht in die Nähe ihres Kindes kommen dürfte, um nicht der Luft Etwas davon mitzutheilen.

Sie kniete an dem Bette des Kindes nieder, legte das Haupt an den Vorhang und brachte einige Zeit in langem, inbrünstigem Gebet oder in kämpfender Vorbereitung zum Gebet zu. Als sie sich wieder emporrichtete, war sie sehr bleich, aber eine tiefe wehmüthige Freude lag über ihr Angesicht ausgebreitet. Sie ging wieder hinein zu Hald, sprach ein wenig mit ihm über das Haus und über das Kind, führte ihn weit weg von aller Unruhe und zog ihn mit hinein in das Bereich der stillen Freundlichkeit und der stillen Hoffnungen. Als sie die Luft gleichsam wieder gut fühlte, ging sie hinein zu ihrem Kinde, einem ungewöhnlich schönen Knaben, mit großen lebensvollen Augen, mit Etwas, was unwillkürlich die Ahnung von einer Zukunft der Poesie, Liebe und Kraft erweckte, worin aber der Blick der

Mutter zugleich eine Unruhe las, die durch sie beschwichtigt und auf den rechten Weg geführt werden sollte.

Die dänische Mutter war allein mit ihrem Kinde, mit ihrem Beitrage zur Zukunft des Vaterlandes und der Menschheit. Wir lassen den Vorhang fallen.

Viertes Kapitel.

Otto hatte dem Grafen seinen ersten mißglückten Versuch gemeldet und war, während er auf Antwort wartete, nach Hause gezogen zu seiner Mutter.

Er saß wieder am Tische des Schwagers, und obschon die tiefe Antipathie nicht wie früher zum Ausbruche kam, so war sie doch fühlbar zugegen. Er wollte gern sprechen, aber er wußte nicht wovon. Da kam plötzlich, wie an jenem Mittage, der Justizrath Paulsen, und sofort wurden alle Gesichter lebendig.

„Nein, nicht um mit Ihnen zu plaudern, komme ich heute," sagte der Justizrath. „Ich suche Herrn Kroyer; ich soll Sie grüßen und fragen, ob Sie unser Reichstagsdeputirter sein wollen?"

Alle standen da wie aus den Wolken gefallen. Das runde Gesicht des Schwagers ward ganz lang. Frau Kroyer schlug die Hände zusammen.

„Ja, ja; ich bitte Sie, mich gefälligst nach Hause zu begleiten — es ist keine Zeit zu verlieren," hob der Justizrath wieder an.

Unterwegs suchte Otto behutsam zu erfahren, wie man auf ihn gefallen sei; er bekam aber keine deutliche Antwort. Nun fragte er nach der Familie, und hierüber war der Justizrath redseliger. Besonders verweilte er bei seinem ältesten Sohne, mit welchem eine große Veränderung vorgegangen sei, wie er sagte. Er war ruhig und brauchbar geworden. „Er hatte auch ein Mal ein Rencontre mit Ihnen, als Sie in dieser Gegend waren," setzte der Justizrath hinzu. „Sie waren etwas hart gegen ihn; aber das hat sehr gut gethan, und Sie haben sich bei der ganzen Sache honett benommen. Er wird nächstens heirathen."

Sie erreichten das Haus, und Otto ward, wenn auch nicht herzlich, doch sehr höflich und freundlich empfangen.

Der Justizrath widmete der Sache eine Genauigkeit und einen Ernst, welcher in einzelnen Fällen an das Komische grenzte, und es war an seinen trockenen Geberden unmöglich zu sehen, in wie weit er dies selbst merkte oder nicht.

„Morgen," sagte er, „müssen wir beim Prediger und bei andern hübschen Leuten die Runde machen. Sie müssen sich nun Mühe geben. ein Pelham zu sein."

Und als Otto in sein Zimmer kam, fand er Pelham's Canvassing oder Wahlbewerbung auf seinem Tische liegen.

Den nächstfolgenden Tag fuhren sie aus und besuchten erst das entfernteste Pfarrhaus, zwei Meilen vom Gute.

Dasselbe war ganz neu und die Front in einem Style erbaut, welcher augenscheinlich gothisch sein sollte.

Der Justizrath erzählte Otto, daß dieses Haus kürzlich abgebrannt und von dem neuen Pfarrer wieder aufgebaut worden sei. Dieser habe sich bestrebt, ein Gebäude von alterthümlicher Art und Schönheit — eine ächte Heimath für das Familienleben — herzustellen.

„Wenn wir ihn nur zu Hause treffen," setzte der Justizrath hinzu. „Denn er ist immer unterwegs; er sagt: Gottes Kinder müßten stets fröhlich sein."

„Wie aber kann er alle diese mannichfaltigen Verrichtungen mit seinem Berufe vereinigen und seine Predigten ausarbeiten?" fragte Otto.

„O, das kann er ganz bequem, denn er ist ein Genie," antwortete der Justizrath. „Er hat auch seine eigene Art und Weise zu sprechen. Ich war ein Mal bei ihm in der Kirche und hörte ihn plötzlich sagen: „Denn unser Herrgott ist nicht ein solcher Schnüffel wie Du, Niels Jensen." Die Art Predigten bedürfen keiner sehr großen Vorbereitung; aber sie kratzen.

Als sie an das Pfarrhaus kamen, hielt der Wiener Wagen des Predigers vor der Thür, und es war offenbar, daß sie gerade noch zur rechten Zeit kamen. Der Prediger trat zur Thür heraus, und Otto erkannte Viggo Gram.

Pastor Gram empfing sie mit allen Anzeichen gastfreundschaftlicher Freude. Seine Augen lächelten unter den buschigen Brauen, während er ihnen kräftig die Hand drückte.

Der Justizrath wollte Otto vorstellen; aber Gram sagte:

„Wir brauchen durchaus keine wälschen Komplimente, und überdies kann ich mich auf Otto Kroyer recht gut besinnen. Aber lassen Sie doch ausspannen."

„Nein, wir danken, Herr Pastor; wir fahren sogleich wieder fort."

„Nein, das dürfen Sie, so wahr ich lebe, nicht! — Jörgen, spanne die Pferde wieder von meinem Wagen; wir haben keine Eile. — Gehen Sie hinein, meine Freunde! Gottes Frieden und guten Tag und willkommen im Hause."

Otto hatte von Viggo Gram nicht geglaubt, daß er ein so liebenswürdiger Wirth werden könnte, obschon es leichter ist, Wirth zu sein als Gast. Der Tisch ward gedeckt, und die Familie, aus Gram's Frau, Schwiegervater und Schwägerin, die auf Besuch bei ihm waren, bestehend, setzte sich wieder zum Frühstücke, um den neuen Gästen Gesellschaft zu leisten.

Gram fing an, Otto zu examiniren, und er ward sehr eifrig, als er hörte, daß Otto nicht an den Teufel glaube.

„Der Mensch, der nicht an den Teufel glaubt, ist ein Heide!“ rief Gram; „ja, er ist, so wahr ich lebe, ein Heide!“

Der alte Schwiegervater, welcher ebenfalls Prediger war, nahm sanft das Wort und meinte, man müsse in seinen Urtheilen mild sein.

„Aber,“ sagte Gram zu Otto, „glauben Sie denn nicht, daß die Deutschen vom Teufel besessen sind, so daß sie mit Gewalt und Macht uns aus unserem Paradiese treiben wollen? Glauben Sie nicht, daß man sie wie bei Thrymur's Hochzeit mit Thor's Hammer niederschlagen sollte?“

Otto konnte seine Verwunderung nicht verbergen, daß ein Priester für den Nationalhaß so eifrig war, und er dachte an jenen Priester in einem gemischten Districte in der Nähe von Straßburg, den herrlichen, frommen Oberlin, welcher selbst ein Deutscher war, aber Kinder von französischen Eltern rein französisch sprechen lehrte.

„So?“ sagte Gram. „Ja, das kann aber auch nur ein Deutscher thun. Ich will Ihnen blos sagen, daß die Nationalität mehr ist als der Glaube; denn national werden wir geboren, gläubig aber werden wir erst.“

„Das kannst Du gewiß nicht verantworten," sagte der Schwiegervater lächelnd.

„Du glaubst nicht, Schwiegervater? Du glaubst nicht, daß die Nationalität mehr ist, als Dein Glaube? Siehst Du wohl aus, als ob Du Glauben hättest? Ich sehe prophetisch in meinem Herzen, daß Du keinen hast, und ich scheue mich nicht, es zu sagen."

In diesem Augenblicke lehnte sich Gram plötzlich nach seiner alten Weise dicht an Otto's Ohr und rief:

„Ich will Ihnen sagen, mein guter Mann, Sie sind lau, und ich werde Sie ausspeien aus meinem Munde."

„Aber Gram!" sagte seine Frau.

„Sei Du nur ruhig," antwortete Gram. „Kroyer ist klug wie alle Heiden, und er weiß, daß ich nur bildlich spreche."

Man lachte über diese Naivetät, und Gram lachte selbst herzlich mit, während er Otto zur Versöhnung die Hand über den Tisch reichte.

„Nun wollen wir ein Lied singen," sagte Gram, und begann mit einem überraschend schönen Kriegs-

liede von der Königin Dagmar, in welches Alle einstimmten. Als dieses gesungen war, sagte Gram:

„Er ist zu lange im Auslande gewesen. Wenn er unser Reichstagsdeputirter werden soll, so müssen wir ihn erst bis über die Ohren in's Dänenthum tauchen. Er hat ein Auge zu viel. Odin gab sein eines Auge hin, um recht weise zu werden."

Dieses wunderliche geniale Paradoxon äußerte einen Augenblick lang eine schlagende Wirkung, und Gram's Augen funkelten vor Freude, als er dies bemerkte. Nicht lange darauf hob er wieder an:

„Es ist sehr gut, Lieder zu singen. Oben in den Vorsteherversammlungen kommen manchmal allerhand Streitigkeiten vor. Dann breche ich allemal ab und schlage vor, ein dänisches Lied zu singen, und dazu sagen sie nicht gern Nein. Hab' ich sie so durchgesungen, so werden sie vernünftig und schweigen und geben mir Recht. Wir müssen klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Ja, mein guter Kroyer, ich weiß wirklich nicht, ob ich für Sie stimmen kann; aber das macht Nichts aus, denn ich werde bei dem Wahltage wahrscheinlich ohnedies nicht zugegen sein — ich reise nach

Kopenhagen. Ich sage Ihnen, Justizrath Paulsen, ich suche ein anderes Amt — ich will ein Amt haben, wo ich einen Kaplan halten kann."

„Da haben Sie, meiner Treu, Recht," antwortete Paulsen mit seinem unerschütterlichen trockenen Ernste.

Gram begleitete sie bis an den Wagen und sagte beim Abschiedsgruße zu Otto:

„Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe."

Dann sang er ihnen mit seiner schönen starken Stimme nach:

„Der Dän' ist Herr in Dänemark!"

„Worüber denken Sie denn jetzt so ernsthaft nach?" fragte der Justizrath nach einigen Minuten.

„Ach, ich dachte darüber nach, ob dieser Mann auch so viel auf die Dänen halten würde, wenn er verkannt, verfolgt und allein wäre."

Der Justizrath warf einen Seitenblick auf Otto und antwortete nicht. Bald darauf sah er nach der Uhr und sagte:

„Nun müssen wir berechnen, wo wir zu Mittag speisen werden. Wir werden überall eingeladen werden, aber ich glaube, das Klügste ist, die Ein-

ladung des Kammerraths Rabe auf Glücksgabe anzunehmen. Er hat seine Milchmagd geheirathet, muß ich Ihnen sagen. Können Sie sich ein Mal im Laufe des Gesprächs überwinden, dieselbe gnädige Frau zu nennen, so läßt dieser Mann sich für Ihre Wahl todtschlagen, sonst —"

„Nun, sonst?"

„Sonst bürge ich für Nichts."

An den meisten Orten, wohin sie kamen, war Otto zurückhaltend und schwieg gleichsam schüchtern. Er fühlte sich nicht in seinem Elemente, ward aber von dem Justizrathe bugsirt und hatte daher keine Verwendung für seine Persönlichkeit. Zu Frau Rabe konnte er nicht ein einziges Mal die „gnädige Frau" über die Lippen bringen, gerade weil sie mit ihm sprach.

Sie war eine große, starke Frau mit blauen Augen, ernst und derb in ihrem ganzen Wesen, zuweilen linkisch, ohne daß dies jedoch geradezu verletzte.

Der Kammerrath war klein und verwelkt, und Otto faßte, seiner Stimmung folgend, das Tragische in diesem hausbackenen Schicksale auf — ein vergeudetes Leben mit langer Buße für einen unver-

nünftigen und doch gewissermaßen berechtigten Ehrgeiz.

Er begegnete ihr mit stiller Sympathie und mit dem Glauben, daß sie so sei, wie sie aussah.

Dies verwunderte sie als etwas Neues und im Anfange Unbegreifliches, zuletzt aber ward sie unwillkürlich dadurch gewonnen, während der Justizrath mit heimlichem Aerger über seine vergebliche Ermahnung dasaß.

Als sie weiter fuhren, sagte er:

„Nun können wir den Tag eben so gut beschließen, wie wir ihn begonnen haben — in einem Pfarrhause. Dann haben wir so ziemlich die Runde um mein Besitzthum gemacht, und dann anderthalb Meilen im Mondscheine nach Hause. Denn der Mond wird aufgehen, während wir Thee trinken."

„Ja, das können wir ja thun," antwortete Otto.

„Ist der Pastor zu Hause?" fragte der Justizrath aus dem Wagen heraus, als sie mit dem gewöhnlichen Peitschenknalle an der Thür vorfuhren.

„Ja wohl! Willkommen, Herr Justizrath," antwortete eine Damenstimme.

„Da bin ich," sagte der Pastor, gleich darauf an der Thür erscheinend.

„Ich bringe unsern Reichstagsdeputirten mit," sagte der Justizrath und wollte präsentiren, er erkannte aber Otto kaum wieder, als er ihn ansah, denn Otto hatte sich selbst wiedergefunden. Er stand nicht mehr der Politik, sondern seinem eigenen Schicksale gegenüber.

Der Pfarrer war Bregning, und die Dame, seine Frau, war Emilie.

Der Justizrath war kein hinreichend rascher Beobachter, um den Ausdruck von Erstaunen zu bemerken, welcher auf Emiliens Gesichte sich zeigte und wieder verschwand.

„Ei, sehen Sie, das gereicht mir zum großen Vergnügen," sagte Bregning.

„Also sind Sie hier auch bekannt?" rief der Justizrath, zu Otto gewendet.

„Alte Bekannte und Kampfhähne von Kopenhagen," antwortete Bregning.

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!" sagte Otto zu Emilien mit vollständiger Sicherheit, obschon auf doppelte Weise ergriffen. Seine ganze Vergangenheit ward klein und zog sich zusammen

um den Garten mit dem grünen Platze und dem kleinen Apfelbaume, und gleichzeitig ward es doch inwendig so geräumig, daß er sich stark und gleichsam gewachsen fühlte, und der Duft aus der Heimath schien ihm eine Sieges- und Glücksbotschaft zu sein.

„Du kennst Kroyer also auch, Emilie?“ fragte Bregning.

„Wir sind aus Einem und demselben Orte,“ antwortete sie und reichte ihm die Hand.

„Aus Einem Orte — das ist auch wahr!“ sagte Bregning.

„Wo hat denn Herr Kroyer heute schon alte Bekannte getroffen?“ fragte Emilie, als sie in der Stube Platz genommen hatten.

Man erzählte nun vom Pastor Gram, und Bregning brachte das Gespräch auf das Ausland und auf Otto's Reise.

Emilien fiel es auf, daß ihr Mann so schwankend und so spießbürgerlich bewundernd fragte, während Otto so sicher und freimüthig antwortete.

In Tjörnelund stand Brigitte denselben Abend draußen am Zaune unter einem Weidenbaume. Es war dies nicht die schönste Stelle des Gutes. Es gab hier nicht einmal einen Rasen, um sich darauf setzen zu können; aber es versammelten sich hier einmal die Mägde nach der Tagarbeit, während die Knechte die Pferde dicht vorüber zur Tränke ritten, oder die heimkehrenden Feldarbeiter langsam und müde vorbeikamen, oder die Gänseheerde im Zwielichte ernst und verständig nach dem Gute zurücktrippelte.

Brigitte war etwas zeitiger gekommen als gewöhnlich. Sie stand und strickte, trällerte ein Liedchen und schlug mit dem Fuße Tact.

„Wie fröhlich Du heute Abend bist!" sagte ein anderes Mädchen, welches, an einem großen grauen Strumpfe strickend, hinzukam.

„Das ist auch so," antwortete Brigitte. „Herr Otto Kroyer ist angekommen und wohnt bei dem Justizrathe Paulsen."

„Nun, ist er vielleicht Dein Geliebter?"

„Ach, lieber gar, Mare! Er ist ja ein feiner und vornehmer Herr. Er gab sich mit mir ab, als ich klein war, und las mit mir. Er ließ mich hier

heraus auf's Land kommen. Seitdem ist er in der ganzen Welt herumgereis't. Er wird sehr schön geworden sein, obschon er dies in meinen Augen von jeher war."

„Und was er nicht ist, das kann er ja noch werden," antwortete Mare.

„Sprich doch nicht so, Mare!"

„Nun, vielleicht hast Du noch einen Andern auf dem Rohre. Was ist da weiter für Sünde dabei? Die Madame, von welcher so Viel gesprochen ward, hat einen Jägermeister geheirathet. Was hat sie, wie die Leute erzählen, nicht Alles gethan! Jetzt ist sie Jägermeisterin. Warum sollte es da eine Andere nicht auch so machen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Brigitte, „aber ich darf für ihn nichts Böses thun. So lange die zwei Augen offen stehen, sehen sie auf mich, eben so in der schwärzesten Finsterniß, als wenn er tausend Meilen weit fort ist."

„Das ist aber Viel," sagte Mare.

„Es war mir, als wenn das Fräulein riefe," sagte Brigitte und ging hinein.

Drinnen saß Marie Elisabeth allein und schien gegen ihre Gewohnheit sehr verstimmt zu sein,

ohne einen bestimmten Grund dafür angeben zu können.

Es hatte an diesem Tage ein Begräbniß in dem Dorfe stattgefunden, und der starken Erinnerung an den Tod ihres Vaters gegenüber, war ihr vermuthlich klar geworden, daß sie nicht recht lebte, daß sie abgesperrt war und keine Aussicht hatte. Das trauliche Zusammenleben mit ihrer Mutter wollte ihr in diesem Augenblicke nicht recht genügen, und sie wagte nicht, die Mutter durch ihre Gefühle zu stören, welche Schmerz erwecken konnten.

Auf Brigittens theilnehmende Frage antwortete Marie Elisabeth, es fehle ihr durchaus Nichts; sie habe blos an das Begräbniß gedacht, und dieses habe sie traurig gemacht.

„Das war ja blos eine alte Frau,“ sagte Brigitte tröstend, „und alle ihre Kinder sind ja versorgt.“

„Ja, Gott sei Dank!“ antwortete Marie Elisabeth, „aber der Tod ist doch etwas Unaussprechliches. Wie kann man verstehen, daß derselbe ein Anfang sei? Man weiß es nicht und glaubt es kaum. Man geht fort, und es ist, als ob man niemals gewesen wäre. Ach, Brigitte, hast Du das jemals gefühlt?“

„Ach, schweigen Sie damit, Fräulein! Lassen Sie das nicht Ihre Mutter hören."

„O nein; aber ich wünschte, Gott hörte es."

„Das thut er ja auch. Ich will Ihnen aber erzählen, was Herr Otto Kroyer ein Mal zu mir sagte, als er mich in der biblischen Geschichte überhörte."

„Nun, was sagte er denn?"

„Es war Sarah's Tod, den ich gelesen hatte. Sie starb in Kiriath-Abra, was Hebron im Lande Kanaan ist. Herr Kroyer sagte: „Als sie nun todt war, wollte Abraham einen großen und schönen Begräbnißplatz für sie haben, und er wendete sich an die Umwohnenden, welche Land besaßen, und bat sie, ihm ein Stück Feld abzulassen. Sarah aber war eine so gute Frau gewesen und Abraham trauerte so innig um sie, daß die Leute für das Stück Feld keine Bezahlung annehmen wollten." Und Herr Kroyer sagte: „Da siehst Du, Du mußt Dir auch Mühe geben, eine gute Frau zu werden, dann wird es auch ein Mal Jemanden geben, der Dich betrauert, und Du kannst dann auch freies Begräbniß bekommen.""

„Das war aber von Herrn Kroyer nicht sehr schön gesagt," bemerkte Marie Elisabeth.

„Allerdings, aber es war nicht sein Ernst," antwortete Brigitte.

„Es war nicht sein Ernst, Kind?"

„Nein, denn er meinte es nur gut. Er bereuete, glaube ich, daß er sich um mich kümmerte. Aber wenn er sich um mich kümmerte, warum las er dann mit mir? Sie müssen niemals glauben, was er sagt oder thut. Es sieht schlimm aus, aber er meint es gut. Wissen Sie, was ich glaube?"

„Nein — was glaubst Du denn, Du Gänschen?"

„Ist das wohl auch schön von Ihnen gesagt?" fragte Brigitte lachend.

„Man muß Dich wohl so abfertigen. Du bildest Dir sonst ein, Du seiest so klug geworden, weil Herr Kroyer mit Dir gelesen hat."

„Dann glaube ich nicht mehr, was ich früher glaubte."

„Nun, und was glaubtest Du denn früher?"

„Ich glaubte, es seien blos die Männer, welche fürchteten, nicht vornehm genug zu werden; aber es giebt auch solche Frauen."

„Du kleiner Schelm kannst Einem ordentlich die Grillen vertreiben. Ich will nun zur Mutter hineingehen. Gott weiß, was sie heute auf dem Herzen hat. Sie ist so still und schweigsam. Du mußt Dir nicht einbilden, daß Du es bist, die mich aufgeheitert hat, Brigitte. Komm', hier ist das kleine Bernsteinherz, welches Du Dir immer gewünscht hast. Willst Du es haben? Willst Du es zum Andenken tragen?"

Als Marie Elisabeth hineinkam, theilte Madame Sandberg ihr mit, daß der Justizrath Paulsen für seinen ältesten Sohn um sie angehalten habe.

„Irdisch betrachtet," setzte die Mutter hinzu, „ist das ein überraschendes Glück, und die Leute sagen ja, daß der junge Paulsen in der letzten Zeit so still und gut geworden ist. Gefällt er Dir, liebes Kind?"

„Das glaube ich nicht, Mutter."

„Hast Du Neigung zu einem Andern, Marie?"

„Nein, liebe Mutter," antwortete Marie Elisabeth erröthend und zitternd.

„Nun, dann wollen wir uns nicht übereilen," sagte die Mutter.

Brigitte war hinaus an den Zaun gegangen, und während sie noch hier stand, kamen der Justiz-

rath und Otto gefahren. Im Mondscheine erkannte sie ihn und rief:

„Herr Kroyer! Herr Kroyer! Willkommen!"

„Brr! Halt, Herr Justizrath!" rief Otto, sprang aus dem Wagen, ergriff Brigitten an beiden Händen und hätte sie fast geküßt.

„Also, Sie haben auch Liebschaften in dieser Gegend?" fragte der Justizrath.

„Ei, Brigitte, wie bist Du gewachsen — wie hübsch bist Du geworden! Du stehst da wie eine Preißelbeere! Das ist meine und meiner Mutter Pflegetochter, Herr Justizrath."

„Sie sind sehr gütig, Herr Kroyer, hier wohnen wir. Wollen Sie vielleicht die Madame und das Fräulein begrüßen?"

Der Justizrath folgte mißmuthig und brummend. Otto glaubte, die nicht zu verkennende Steifheit und Verlegenheit der Bewohner des Hauses habe ihren Grund in der unpassenden Zeit, zu welcher der Besuch abgestattet war, und er nahm daher so bald als möglich wieder Abschied.

„Preißelbeere?" fragte der Justizrath, als sie wieder im Wagen saßen; „warum nannten Sie das Mädchen eine Preißelbeere?"

„Ach, es ist ja allemal so schwer, von dem Tone wieder hinwegzukommen, den man einmal einem Menschen gegenüber angeschlagen hat. Aber haben Sie nicht zuweilen auf die Preißelbeeren gemerkt, wenn sie in der Nähe dicht von Heidekraut stehen, mit den frischen grünen Blättern und so schlicht und schön roth dicht an der Erde wachsen?“

Nach einer Pause sagte der Justizrath:

„Hören Sie, wir haben Stachelbeerwein zu Hause. Wenn wir heim kommen, sollen Sie eine Flasche kosten.“

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen sagte der Justizrath zu Otto:

„Ich habe nun noch mit sehr vielen Leuten zu sprechen. Könnten Sie nicht mittlerweile sich nach der großen neuen Fabrik begeben und sich dort unter den Leuten gute Freunde machen? Der Besitzer heißt Kröll. Es ist allerdings ein weiter Weg; aber nehmen Sie meinen Braunen — er läuft gut.“

Dazu war Otto sogleich bereit, und als der Justizrath ihm einen Brief an einen Pfarrer anbot, der ihn in der Fabrik einführen könnte, sagte Otto:

„Den brauche ich nicht. Kröll kenne ich. Alles,

was in seiner Macht steht, ist mein; ich brauche es blos zu verlangen."

„Nun, so reiten Sie hin und verlangen Sie," antwortete der Justizrath und sagte bei sich selbst:

„Windbeutel!"

Otto bemerkte dies und dachte:

„Im Grunde habe ich doch nicht mit mir selbst prahlen, sondern blos die Treue eines andern Menschen verkünden wollen."

Es war ein langer Weg, erst warm und beschwerlich über eine kahle Heide hinweg, dann aber durch einen Wald, welcher reiche Abwechselung von Höhen und Tiefen darbot und sein schweres, dichtes Laubdach als kühlenden Schirm gegen die Sommersonne ausbreitete.

An einer Biegung des Waldweges hatte Otto einen Anblick, der ihn lange an den Platz gefesselt hielt. Ein ziemlich breiter, rasch strömender Bach zeigte sich in geringer Entfernung links, und jenseits des Baches lag ein kleiner, heller grüner Platz in einem Halbkreise von dem unsehbaren Walde eingefaßt. Von dem Walde gedeckt, hatte der Graswuchs auf dem offenen Platze sich zu einer üppigen Sammet=

grüne entwickelt, welche in dieser Gegend selten ist. Was aber das Ganze auf wunderbare Weise hob, war ein ganz neues, augenscheinlich unbewohntes Haus, kürzlich erst getüncht, mit Strohdach und ziegelsteinerner Traufe, welches mitten auf dem Platze stand. Das Stroh des Daches war noch gelb, und die Ziegelsteine noch hellroth.

Otto stieg ab und zog das Pferd bis an den Rand des Baches, und setzte sich hier mit dem Zügel über den Arm geworfen, und schauete hinüber auf das unbewohnte Haus und den grünen vom Walde eingeschlossenen Platz.

Gegen die Gewohnheit früherer Zeiten sang es nicht in ihm. Der Anblick erweckte weder Erinnerung an fremde Gedichte, noch veranlaßte er ihn selbst, Poesie hervorzubringen. Er ruhete, wie von der Verkündung eines geheimnißvollen Friedens befangen. Kaum rührte sich Sehnsucht oder Wehmuth, obschon der raschströmende Bach ihn so bedeutungsvoll von dem Frieden da drüben trennte.

Einen Augenblick, als das Wasser aus einem unbekannten Grunde einen Laut wie von Rieseln und schleppenden Tanzschritten von sich gab, fuhr

es an ihm vorbei, wie die Erinnerung an die Rhone, an jenem Abende mit Hald's und Mendoza, oder an die Elfen bei der „Krähe.“

Dann schien der Bach ihm plötzlich etwas Symbolisches, in die ganze Welt Hineingehörendes zu sein; im nächsten Augenblicke aber, als er abermals den Wald, den grünen Rasenplatz, das Haus und das strömende Wasser sah, trat Alles wieder in die Wirklichkeit des Augenblicks, in die einfache, prosaische, unverklärte Wirklichkeit zurück.

Er legte sich nieder, um zu ruhen, dann hörte er in der Ferne ein stampfendes Getöse, begriff, daß die Fabrik in der Nähe war, und stieg wieder zu Pferde.

Er kam aus dem Walde heraus und sah vor sich eine Brücke über den Bach, und jenseits desselben ein paar große Gebäude, deren Schornsteine stark rauchten, und von welchen ein starkes, polterndes Getöse herkam. Rund umher lagen in ziemlicher Unregelmäßigkeit eine Menge kleinerer Häuser oder Hütten.

Auf der Brücke stand ein kleiner sechsjähriger Bube, dessen Costüm in einem ganz umgekehrten

Verhältnisse zu den Regeln stand, welche die Gesundheitskunde vorzuschreiben pflegt. Auf dem Kopfe trug er eine dicke wollene, spitz auslaufende, gestreifte Mütze mit einer Quaste, sein Röckchen war von gelbem wollenem Zeuge, seine Beinkleider von Leinwand, aber zerrissen, und die Füße waren nackt. Gleichwohl sah der Bube aus wie die Gesundheit selbst; nur schien es, als ob die in dem Kopfe angesammelte Wärme seinen Ideen nicht gestatte, sich zu bewegen.

Als Otto fragte, ob er wisse, wo ein Mann wohne, der Kröll heiße, traten die blauen Augen des Knaben stärker hervor, seine Wangen wurden dunkelroth, aber er stand wie eine Mauer und schwieg.

Ungeduldig ritt Otto weiter bis zum nächsten großen Gebäude, und als er durch eine Oeffnung, die noch nicht ein vollständiges Thor war, in den Hofraum hineinkam, sah er Peter Kröll stehen und Anleitung geben, wie ein schwerer Balken in die Höhe gewunden werden sollte.

Peter betrachtete einige Augenblicke lang den fremden Reiter, that aber plötzlich, als ob eine Feder losgegangen wäre, einen weiten Sprung. Auf diese Weise kam er ganz nahe an Otto heran und

empfing seinen Gast herzlich, aber ohne Spur von einer weiteren Gemüthsbewegung; nur hatte er den Balken ganz vergessen und Otto mußte ihn daran erinnern, daß derselbe hing und schwebte und nicht höher ging, bis er endlich in Ordnung gebracht ward, während ein Mann das Pferd in den Stall führte.

Peter führte Otto in seine Staatsstube — ein einfaches weißgetünchtes Zimmer mit einem harten, rothüberzogenen Sopha, einem Tische von Birkenholz und einigen Stühlen, und ließ Brot und Branntwein bringen. Hierauf führte er ihn in der ganzen Fabrik herum, zeigte ihm Wasserrad und Dampfmaschinen, erklärte ihm die Bedeutung derselben und gab auf Otto's Befragen an, was daran seine eigene Erfindung sei.

Als sie wieder zurückkamen, stand der Mittagstisch gedeckt. Ehe sie sich aber setzten, sagte Peter Kröll mit einiger Befangenheit:

„Ich habe oft daran gedacht, wie mir wohl würde zu Muthe sein und was ich sagen würde, wenn ich Sie einmal bei mir zu Tische hätte und Ihnen meinen Dank sagen könnte — für Uri und

den Weg — unterwegs — ich vergesse das nicht, und ich dachte, ich würde sagen: „Mein Tisch ist auch Ihr Tisch.“

„Peter, Du belohnst mich mehr als ich verdient habe,“ sagte Otto. „Wir wollen einander Du nennen, wie in alter Zeit.“

Nicht lange darauf hob Otto wieder an:

„Ich habe Dich auch um einen Dienst zu bitten, Peter.“

Du weißt, daß ich ihn Dir leiste, wenn ich kann.“

„Ich möchte nämlich gern Reichstagsdeputirter für diesen District werden, und bitte daher um Deine und Deiner Arbeiter Stimmen, in so weit letztere hier ansässig sind und ein Jahr hier gewohnt haben.“

„Ach, das ist schön, daß Du Deputirter werden willst! Ja, meiner Stimme kannst Du sicher sein, aber —“

„Aber?“

„Aber über meine Arbeiter habe ich keine Macht.“

„Nicht? Ich glaubte, ein Fabrikherr führe seine Arbeiter wie ein Hauptmann seine Kompagnie.“

„Das ist wohl wahr, aber theils bin ich nicht der eigentliche Fabrikherr, sondern Herrn de Castro in London verantwortlich, und theils habe ich mich mit meinen Arbeitern auf einen andern Fuß eingerichtet.“

„Wie denn?“

„Ja, wie — das ist schwer zu sagen. Wenn Du aber willst, so kannst Du ja mit mir gehen und ihre Bekanntschaft machen.“

So weit Otto in ein paar Stunden sich ein Gesammtbild machen konnte, schien es ihm, als ob in diesen Menschen ein absonderliches Gemisch von Stolz auf die Arbeit und zugleich eine gewisse Schüchternheit oder Scham, daß sie Arbeiter waren, lebte; — Mißtrauen, Spottsucht und beinahe Haß gegen die sogenannten feinen Leute, und ein unwillkürliches Gefühl von Abhängigkeit; ungeheures Vertrauen auf ihr Wissen, in so weit sie Etwas wußten, und ein geheimer tiefer Mangel an Kenntniß und Klarheit, in Verbindung mit Sehnsucht nach Lernen, dafern es geschehen konnte, ohne Unwissenheit zu gestehen — und bei den Verheiratheten ein noch stärkerer Wunsch, ihre Kinder gut unterrichten zu

lassen, aber sie auch zur Hülfe bei der Arbeit bei sich zu behalten.

Beinahe ohne Ausnahme schienen sie zu erwarten, daß der Staat etwas Besonderes für Die thun sollte, die ein Recht darauf hätten; daß aber etwas Unparteiisches oder Ideales ein Interesse für sie hegen könnte. glaubten sie nicht, und wollten lieber ein gewisses Zutrauen für Die beweisen, deren Eigennutz sie deutlich sehen konnten.

Einige hatten ein angenehmes Wesen, Mehrere ein abstoßendes, und schienen darauf zu lauern, daß der Fremde sich eine oder die andere Blöße geben sollte, worüber sie heimlich lachen könnten.

Zusammen machten sie den Eindruck von Achtungswürdigkeit, wie man sie der kräftigen, ehrlichen Arbeit niemals versagen kann — und zugleich der Wehmuth wegen des Zwanges, der auf ihnen ruhete. Eben so aber erregten sie auch Unwillen über die Brutalität, die dazwischen hervorlugte.

Einen Augenblick fühlte Otto Geneigtheit, ihnen von ganzem Herzen zu dienen; in dem nächsten aber, sie mit Gewalt und Macht zu bezwingen. Wofür sie in der Politik stimmen könnten und müßten,

war er nicht im Stande zu entscheiden; daß sie aber keinen Grund hatten, für seine Reise nach Amerika zu stimmen, das war ihm klar.

Als er und Peter Kröll allein waren und ein wenig beiseite, ein wenig in den Wald hineingingen, sagte Peter:

„Ich bin selbst Handwerker und Arbeitsmann gewesen. Ich weiß daher, wie die Leute behandelt werden müssen. Deßhalb sprach ich nicht mit, denn sie würden sonst sofort Lunte gerochen haben."

„Wie sollen sie denn eigentlich behandelt werden?" fragte Otto.

„Im Ganzen genommen? Ja, wollte Gott, man wüßte das! Du hast indessen wohl an andere Dinge zu denken, als hierher zu kommen und mein Geschwätz über die Einzelnheiten anzuhören?"

„Nein, durchaus nicht, — sprich nur."

„Nun, siehst Du, Otto. Ich hatte immer geglaubt, wenn ich es einmal zu Etwas brächte, so würde ich ganz anders gegen meine Leute sein, als andere Meister oder Fabrikanten. Dies ist aber leichter gesagt als gethan, und dennoch scheint es mir immer, als könnte hier ein kleines Paradies zu Stande

kommen. Ich lasse jetzt jedem verheiratheten Paare sein kleines Grundbesitzthum anweisen, und habe Saamen und Pflanzen verschreiben lassen. Ich baue einen großen Saal, wo sie im Winter zur Belehrung und Unterhaltung zusammen kommen können. So hab' ich es mir geträumt."

„Nun, kann denn dieser Traum nicht in Erfüllung gehen?"

„Wen soll ich denn bekommen, der uns belehrt und unterhält? Einige Meilen von hier liegt eine andere Fabrik. Dort sind schon Leute aus der Stadt hingezogen. Im Winter halten sie Bälle und Assembléen, aber die Stadtleute bleiben für sich, und die Arbeiter bleiben auch für sich. Man hat einen Schullehrer für die Kinder der Stadtleute verschrieben; die der Arbeiter gehen in die Armen- oder Bauerschule. Hier wird es eben so gehen; denn wenn Stadtleute hierher ziehen, werden sie ihre Kinder nicht zu unserm Schullehrer gehen lassen, welcher Politik treibt, zu dem Jägermeister Schiött hält und nicht mehr kann als ich."

„Sieh," hob Peter wieder an und führte Otto hinaus auf den grünen Platz, den er von der andern

Seite des Baches aus gesehen — „hier habe ich dieses Haus gebaut, ob es wohl eine kleine Familie anlocken könnte, die sich hier für immer niederlassen möchte.“

„Hast Du die Geschichte von Alexander gehört?“ fragte Otto. „Er sagte, wenn er nicht Alexander wäre, so möchte er Diogenes sein. Wenn ich nicht den Weg gehen müßte, den ich gewählt habe, möchte ich hier bleiben.“

„O, so Etwas könntest Du wohl mir und Sem und Brigitten erzählen! Aber Gott behüte mich, daß ich daran denken sollte, Dich von Deinem Glücke abzuhalten. Nein; aber findest Du Jemanden in Kopenhagen, so ein paar Neuvermählte — wenn ich nur Einige dergleichen auftreiben könnte, so wollte ich ihnen gern noch ein Haus bauen. Platz haben wir genug, und Herr Castro ist damit nicht geizig.“

„Ich glaube, der Mond geht zeitig auf. Ich knnn den Heimweg schon finden, obschon es spät wird. Sieh, wie roth das Wasser des Baches wird, und wie das Abendroth auf den Bäumen schimmert!“

„Ja, wir bekommen morgen schönes Wetter —

Du willst also hier nicht übernachten? Doch es ist wahr, Deine Wahl erlaubt es nicht. Mich bekommst Du auf alle Fälle an dem Wahlorte zu sehen, und vielleicht noch eher. Gieb nicht zu viel Trinkgeld, wenn Du fortreitest; verdirb mir meine Leute nicht."

Nun vergingen die Tage mit Wahlagitationen und Gesellschaftlichkeit sehr rasch. Otto konnte nicht begreifen, warum der Justizrath Paulsen so eifrig für ihn war und sich so viel Ungelegenheit machte. Es lag dies theils darin, daß die Natur des Justizrathes ihm nicht erlaubte, eine praktische Sache anzufangen, ohne deren Förderung mit aller Macht anzugreifen; theils wollte er sich auch ein Verdienst beilegen und die geeigneten Vorbereitungen treffen, daß er selbst bald in den Landsthing gewählt würde; nicht weil er selbst viel Lust gehabt hätte, Gesetzgeber zu sein, sondern weil seine Frau einige Monate des Jahres in Kopenhagen zu wohnen und eine Stellung einzunehmen wünschte. Otto wählte dem Unerklärlichen gegenüber und machte seine gewöhnliche Bemerkung, nämlich daß sein Schicksal für ihn sorgte,

und er ließ es so viel Arbeit haben, als es auf sich nehmen wollte.

Eines Tages begab er sich nach Tjörnelund, um bei Madame Sandberg einen passenderen Besuch abzustatten als das vorige Mal, und Marie Elisabeth und Brigitten wiederzusehen. Er ertappte sich selbst auf einer frohen, freudigen Sehnsucht nach ihm, ohne bestimmt sagen zu können, ob es Brigittens treuherziges Antlitz, oder das junge schöne Fräulein war, welches den meisten Antheil an dieser Sehnsucht hatte. Er erinnerte sich der Scene im Walde, als er die kleine Marie Elisabeth mit dem Himbeerkruge gesehen. Damals war er von Veilaa Vandmölle mit unruhigen Gedanken gekommen, die durch die Freude über die Natur zerstreut wurden.

Seine Wiederkunft war jetzt eine ähnliche, nur nach Begebenheiten in weit größerem Styl, wo Alles, was damals zusammengefaltet lag, sich in umfangreichen Dimensionen entwickelt hatte.

Und in dieser ganzen Zeit hatte sie sich nicht verändert. Das Kind war zur Jungfrau herangewachsen, hatte aber noch denselben unschuldigen Blick, und schon der Gedanke an diesen Blick machte

sein Gemüth kindlich und ließ all' das Entfaltete sich wieder zusammenrollen.

„Mutter, er ist es!"

So hatte der Gruß und Willkommen einmal gelautet, als er dieselbe Thür öffnete.

„Es ist Herr Kroyer!" sagte Brigitte, welche ihn auf dem Vorplatze empfing und die Thür weit öffnete, als ob die Oeffnung nicht breit und groß genug werden könnte.

Eine augenblickliche Röthe verschwand schnell von Marie Elisabeth's Antlitz. Sie sagte, ihre Mutter sei im Garten, und lud ihn ein, mit hinauszugehen.

Es ward gedeckt, und Thor und Hof lag voll Langstroh, so daß der Platz ihm ganz fremd erschien. Als sie aber in den Garten kamen, rief er:

„O, nun entsinne ich mich! Dort unten ist noch das kleine Loch, wo die Hühner durchschlüpften."

„Ja, und auch die Buchstaben stehen noch dort, welche Sie einzuschneiden begannen."

Er schauete sie mit freudigem Blicke an, indem er ausrief:

„Ja, und wissen Sie noch —"

Aber Marie Elisabeth konnte sich jetzt auf gar Nichts mehr besinnen, und als Otto die Abneigung ihres Gedächtnisses merkte, wagte er nicht, sie weiter zu erinnern.

Gleich darauf sah er Madame Sandberg in einem Lusthause sitzen und stricken — augenscheinlich in tiefen Gedanken.

Sie empfing ihn höflich, obschon er ihr nicht willkommen war. Sie bat ihn, sich neben sie zu setzen und ihr vom Auslande zu erzählen, und dies that er so gut als möglich. So wunderbar aber war die Macht dieser stillen Frau, daß es ihm vorkam, als durchschaute sie ihn, und merkte, daß er das Wichtigste ausließ.

Marie Elisabeth war mit einem Auftrage fortgeschickt worden, kam aber gleich darauf zurück und meldete, daß Frau Bregning mit ein paar jungen Mädchen, die auf Besuch bei ihr wären, vor dem Hause hielte und anfragen ließe, ob sie nicht mit nach dem „Snackebäck" hinauf fahren wollten.

„Das können wir nicht, mein Kind; wir haben ja selbst Besuch. Bitte sie lieber, bei uns des Nach-

mittags wieder vorzusprechen," sagte Madame Sandberg, heimlich erfreut darüber, daß Otto nun Abschied nehmen müßte.

Dies that er auch sofort; als er aber hinauskam, rief Emilie:

„O, da haben wir ja einen Cavalier, und dieser ist Herr Kroyer! Sie müssen mitkommen und unsere Gebirgslandschaft sehen."

Die Umgegend des „Snackebäck" war eine Gebirgslandschaft in außerordentlich verjüngtem Maßstabe. Zwischen zwei Anhöhen zog sich eine etwa zehn Ellen breite, aber weit längere Vertiefung hin. Am Rande rieselte ein Wasser, welches im Frühjahre summte und „snackte," oder plauderte. Im Sommer konnte man es kaum sehen, so überwachsen war das Ganze von Dornsträuchern und mannigfaltigen Gebüschen und Pflanzen.

Auf der einen Seite kam man an einen schmalen, mit Gras bewachsenen Pfad, welcher weithin dem Laufe des Wassers folgte, und hier sah man sich wirklich zwischen Bergen, wenigstens war die Aussicht nach allen Seiten abgeschnitten. Der Pfad ging bald aufwärts, bald abwärts, schmiegte sich

zwischen dichtem Gebüsch hindurch, führte dann und wann über große Steine, zwischen welchen das Wasser schnell dahinrauschte, und veranlaßte Hindernisse und Beschwerden, welche man lächelnd überwand.

In der Nähe des Wassers standen bunte Blumen andere konnten nur mit Mühe höher oben zwischen den Dorngebüschen erreicht werden.

Emilie begann Blumen zu einem Strauße oder Kranze zu pflücken. Es giebt Augenblicke, wo es etwas versteckt Kokettes haben kann, wenn eine Dame auf diese Weise Blumen zu sammeln beginnt. Wie unschuldig es ist, hängt natürlich von ihrer Stellung ab.

Emilie pflückte auf solche Weise, daß sie Otto veranlaßte, ihr zu helfen, und obschon Madame Sandberg gern sah, daß er sich nicht mit Marie Elisabeth beschäftigte, war sie doch aus einem andern weiblichen Gefühle dagegen, daß er Emilien half.

Ueberdies unterließ er auch nicht, Marien Elisabeth eine oder die andere schöne Blume anzubieten, während die zwei fremden jungen Damen Emilien halfen.

In den meisten andern Fällen würde ihr stilles,

sanftes Gemüth für einen solchen Eindruck nicht geöffnet gewesen sein, das Gemüth der Mutter dagegen fühlte sich zum Kampfe aufgefordert und war argwöhnisch und empfindlich. Sie faßte unwillkürlich ihre Stellung so auf, als ob sie die Stelle zweier Männer verträte, die Bregning's und die ihres verstorbenen Mannes.

Sie suchte ihn wieder dadurch an sich zu ziehen, daß sie das Gespräch auf's Ausland brachte. Aber es kamen nur Bruchstücke zum Vorscheine, denn Otto mußte oft eine neue Blume aus dem Gesträuch herausholen, und übrigens konnte man auf dem schmalen Pfade nur Eines hinter dem Andern gehen. Endlich blieb sie auf einem kleinen freien Platze stehen, wo man sich ein wenig freier bewegen konnte, und wo eine kleine Rasenbank angebracht war.

Sie hatte eben gesagt, daß sie Paris nicht leiden könne, und die arme Frau meinte dies eigentlich nicht im Ernste — dazu stand die Stadt von ihrer Jugend an viel zu gewaltig und herrlich in ihrem Sinne. Als er aber fragte, warum, handhabte sie ihre Meinung, so gut sie konnte, und da der Beweis mit historischen Männern nicht recht treffen wollte,

so machte sie die Behauptung geltend, daß die französischen Romane schlecht seien.

Dies wollte Otto aus alter Freundschaft im Allgemeinen nicht gelten lassen und nannte mit großem Lobe Consuelo.

„Von wen ist dieses Buch?" fragte Madame Sandberg.

„Von George Sand."

„O, dieses Weib!"

„Ja, das kann man allerdings sagen, aber sie hat zu Gunsten mißlicher Dinge ganz herrliche Sachen geschrieben. Die starken Talente sind wie dieser Bach — sie führen nicht blos reines Wasser, sondern wühlen auch im Schlamme."

„Ja, aber es muß nicht lauter Schlamm sein."

Es war dies eine von den Redensarten, welche durch ihr Uebermaß von Wahrheit sündigen, und Otto begnügte sich damit, daß er antwortete:

„Ja, das ist ganz wahr."

Madame Sandberg fühlte sich ein wenig verdrießlich über sich selbst, sie fühlte sich nicht wohlgesinnt und gastfrei genug, und doch kostete es ihr

einige Mühe, aus der Richtung herauszukommen, welche das Gespräch genommen hatte.

Sie sagte:

„Was meinten Sie denn mit starken Talenten? Ich bin eine Frau vom Lande und sollte eigentlich nicht über so Etwas sprechen. Aber sind nicht die gottesfürchtigsten Menschen auch die stärksten Talente?"

„Ja, es kommt aber darauf an, ob die Gottesfürchtigen Talent haben. Wollen Sie vielleicht behaupten, daß die Fähigkeit zur Gottesfurcht ein besonderes Talent sei?"

Madame Sandberg konnte aus Otto's leichtem Tone nicht ahnen, wie tief und ängstlich er in dieser Beziehung geforscht hatte, und hielt ihn für frivol.

Sie antwortete mit Bestimmtheit:

„Die Gottesfurcht ist der Urquell aller Dinge."

„Auch um Reichstagsabgeordneter zu werden?" fragte Otto.

Sie schwieg mit einer Miene des Unwillens. Er wußte recht gut, in wie weit sie Recht hatte, und schwieg ebenfalls.

Emilie hatte ihr Vergnügen an diesem Gespräche.

Marie Elisabeth stand schweigend da und heftete die Augen auf den Boden.

Man kehrte um und fuhr, früher getroffener Abrede gemäß, zu Sandberg's zurück, um Thee zu trinken.

Sie kamen durch ein Dorf, wo auf dem Kirchhofe eine Grabkapelle oder ein Mausoleum für einen vornehmen Mann aufgeführt war, und diese Kapelle war genau in demselben Style gehalten, wie der oberste Theil der Kirche. Marie Elisabeth sagte zu Emilien:

„Mir kommt es alle Mal vor, als wenn der oberste Theil des Thurmes heruntergehüpft wäre.“

„So sieht es auch wirklich aus,“ antwortete Emilie.

Madame Sandberg machte eine Bemerkung über das Sonderbare in dem Gedanken, daß es bestimmt sei zu stehen bis zum jüngsten Tage.

Eine von den fremden Damen sagte:

„Bis zum jüngsten Tage ist es noch zu weit, als daß das Gebäude so lange stehen könnte.“

„Und ich glaube,“ sagte Otto, „daß die Worte gar nicht in diesem Sinne aufzufassen sind.“

Er meinte, daß der jüngste Tag für die Seele

an jedem Tage eintrete, für den Körper aber niemals. Madame Sandberg sagte ziemlich empfindlich:

„Darüber läßt sich nicht disputiren.“

„Ich wollte, ich könnte bis Sonnenuntergang ein Schloß vor meinen Mund legen,“ sagte Otto; „er wird mich noch heute in Unfrieden bringen.“

Sie setzten sich an den Theetisch. Die Stimmung der Gemüther hatte nun ein Mal ein bestimmtes Gepräge erhalten. Man hatte Madame Sandberg's wunderliche Stimmung bemerkt und schrieb sie theils einem heimlichen Unwillen darüber, daß Otto mit so vielen Damen allein war, theils einer blos religiösen Veranlassung zu, und so dachte man an die Religion oder kam unwillkürlich darauf zu sprechen.

Emilie hätte dem Gespräche eine leichtere Wendung geben können, aber wollte nicht. Sie konnte sich selbst nicht erklären, weßhalb sie Otto gern mit Sandberg's in Kriegszustand kommen sah.

Otto hätte das Gespräch auch in ein anderes Gleis bringen können, hatte sich aber nun einmal vorgenommen, vorsichtig zu sein.

Eine der fremden Damen erzählte von einem Todesfalle in ihrer Familie, dem eines Säuglings, und ehe man sich es versah, war man in einem Ge-

spräche über die Seligkeit der kleinen Kinder begriffen. Eine Frage, welche an Otto gerichtet ward, parirte er damit, daß er davon zu sprechen anfing, was in Beziehung auf die Seele unser Eigenthum ist, und was die Welt uns giebt. Indirect kam jedoch dabei die Meinung zum Vorschein, daß unsere Seligkeit unsere eigene That sei.

Madame Sandberg fragte:

„Sie glauben also wohl nicht, daß kleine Kinder selig werden können?“

„Nun ist es gleichviel, ob ich springe oder krieche,“ dachte Otto und sagte: „Ich glaube nicht an das Wunder, daß die Taufe einem neugeborenen Kinde eine Seele und Seligkeit giebt. Dann hätte es ja keinen Sinn, daß wir Andern leben und kämpfen sollen.“

„Hat denn ein neugeborenes Kind keine Seele?“

„O ja, Anlage zur Seele,“ antwortete Otto und entwickelte die Lehre von den drei Arten von Seelen und von der Vernichtung, welche darin besteht, daß man nicht unsterblich wird, daß man seine Idealität verloren und seine Seele überlebt hat.

„Viele würden zufrieden sein, wenn sie so gut wegkämen,“ antwortete Madame Sandberg.

Und die Art und Weise, auf welche sie dies sagte,

verrieth einen so tiefen, unerschütterlichen Glauben, eine solche Hingebung an das Unerklärliche, daß Otto sich gedemüthigt fühlte und zweifelte, ob er wirklich in seinen Gedanken dem Höchsten nahe gekommen sei.

Die Unmöglichkeit, jene Mysterien sicher zu beurtheilen, trat ihm gleichzeitig vor Augen, und indem er darüber nachdachte, ob die Taufe wirklich eine magische Macht habe, eine Seele zu wecken und ohne deren eigenes Zuthun sie in die Seligkeit zu senden, sagte er bei sich selbst:

„Wir sind Alle Täufer; wir sollen ja Alle die magische Gewalt ausstrahlen, welche erlös't.“

„Haben Sie viele Wähler bekommen,“ fragte Emilie. Madame Sandberg's heimlichster und eifrigster Zweck ihres Kampfes gegen Otto — Marien Elisabeth seinen Mangel an Religiosität merken zu lassen und sie gegen ihn einzunehmen — war ganz verfehlt.

Aber in dem Augenblicke, wo Emilie zu sprechen begann, sah Marie Elisabeth ihm zufällig in's Gesicht und entdeckte das innige, frohe Wohlbehagen, mit dem sein Ohr den Laut der Stimme auffing. Sie erinnerte sich mit plötzlicher Deutlichkeit des Aus-

druckes in seinem Gesichte, als er im Boote gesessen und der Stimme der Schauspielerin zugehört hatte, und ein starkes, heftiges Gefühl von etwas Treulosem in ihm erfüllte ihr Herz und riß sie mit einem einzigen Rucke von ihm los.

Sechstes Kapitel.

Emilie hatte mit wachsendem Erstaunen den Otto wiedergesehen, mit welchem sie in doppelter Bedeutung in ihrer frühesten Jugend gespielt. Sie hatte ihm Nichts zugetraut, theils weil ihr Vater weit reicher war als der seine, theils weil er für sie nicht alt genug war, und zugleich weil ihre kokette Natur Etwas bedurfte, um sich daran zu üben und dem Erwarteten, dem Großen, dem Idealen gegenüber stark zu werden.

Das Schicksal hatte sie Bregning zugeführt, welcher, anstatt sie hoch zu heben und ihre Träume zu verwirklichen, ein schlichter Dorfpastor war und blieb und mit einem Hange, welcher ihr wie Indolenz vorkam, nur selten nach etwas Anderem strebte.

Von dem Erbtheil ihres Vaters war nur wenig übrig geblieben, so daß sie, die in Reichthum geboren war und bei ihrer Erziehung sich ein gewisses aristokratisches Bedürfniß angewöhnt hatte, über das alltägliche Leben erhaben zu sein, jetzt oft dagegen kämpfen und sich mit Allem begnügen mußte, aber sich stets dieser Pflicht gegenüber fremd fühlte.

Jetzt erschien Otto und war — besonders ihren ein wenig herabgestimmten Forderungen gegenüber — das Geträumte, das Begehrte, das Ideale selbst. Jung, kräftig und entweder vermögend oder mit fast unbegrenzter Fähigkeit, sich Vermögen zu schaffen, angesehen und gefeiert, zu einem Ehrenplatze in der Politik des Landes bestimmt, lebendig und poetisch begabt, stellte er Bregning so tief in den Schatten, daß sie, als Otto fort war, sich fast darüber wunderte, daß sie noch im Pfarrhause war. Sie war nicht an den Kampf gewöhnt, in welchem man seine Gefühle beobachtet, berechnet, wohin sie führen können, und ihnen zur rechten Zeit Zwang auflegt.

Sie dachte nicht, sondern fühlte; sie wußte recht wohl, was die Welt verlangte und was sie verbergen mußte; aber das Feuer verbergen war etwas ganz Anderes als es dämpfen, und als sie philosophiren

und sich selbst zur Rechenschaft ziehen wollte, erwachte ein entscheidendes Gefühl. Das Schicksal schuldete ihr Etwas; sie hatte nicht das Glück gehabt, zu welchem sie bestimmt zu sein schien.

Was wollte sie denn? Das konnte sie nicht sagen, oder sie forschte nicht darnach. Sie lebte in dem gegenwärtigen Augenblicke, in der Freude darüber, Otto zu sehen, wieder das Leben der Jugend zu fühlen, einen neuen Frühling zu erleben, freudvoll und leidvoll zu sein, alle ihre Stimmungen zu verbergen und in der Heimath mit einer eingeschmuggelten Welt umherzugehen, welche der äußern Sphäre angehörte.

Otto hatte die Vergangenheit vergessen, wenn man vergessen nennen kann, Etwas in seinem Gemüthe tief begraben und die Verbindung damit abgebrochen zu haben. Man erzählt von Bomben, welche in eine Stadt hineingeworfen worden sind, ohne zu springen, und lange im Schutt begraben liegen. Später wird eine gefunden und der Unvorsichtige, welcher damit spielt, berührt zufällig den „Satz" und bringt eine Explosion hervor.

Otto sah in Emilien nur die Erinnerung an die glückliche Zeit der Kindheit, an alles Das, was

so unbedeutend war und doch in einem heiligen Glanze dastand. Wenn er sie sah und ihr nahe war, freute er sich auf ganz andere Weise als über andere Menschen. Sie war nicht mehr die Emilie der Vergangenheit, aber auch nicht Frau Bregning. Sie war ein Symbol. Fortwährend schien sie ihm auf's Neue aus der Vergangenheit hervorzutreten und einen Luftstrom und einen Duft mitzubringen, welcher ganz wunderbar zu ihm sprach.

Auch schien es ihm, als könnte er gegen sie vertraulich sein, wie gegen Niemand anders.

Wenn sie aber zusammen sprachen, war es doch nicht eigentlich sie allein, sondern seine eigene Individualität trug auch das Ihre mit bei.

Er erinnerte sich nicht mehr, daß sie ihm Verdruß bereitet hatte. Sein Verstand konnte ihm das sagen, aber das Herz wußte Nichts davon. Eben so wenig erinnerte er sich daran, wie sie einmal mit ihm hatte Mann und Frau spielen wollen. Es war ihm wie ein Geheimniß, welches ihm zufällig über ein kleines Mädchen anvertraut worden, welches Frau Bregning nicht zu kennen brauchte.

„Wann reisen Sie denn ab?" fragte sie, als er wieder einmal auf Besuch kam.

„Ungefähr in zehn Tagen, denke ich — gleich nach der Wahl.“

„Ach, das ist ja wahr! — Die Leute sagen, Sie würden in einem wichtigen Auftrage und weit fort gesendet werden.“

„Auf alle Fälle ist die Sendung mehr weit als wichtig. Es ist sehr leicht möglich, daß ich Südamerika zu sehen bekomme.“

„Mein Gott, was Sie doch Alles erleben!“

„Ja, man macht Bekanntschaft mit der Kugel, auf welcher man rollt, und kann, wenn man in den Himmel kommt, Rechenschaft darüber geben.“

„Welchen Weg reisen Sie?“

„Ich glaube, mit einem Kriegsschiffe nach Westindien und dann mit einem amerikanischen Dampfboote weiter.“

„Ist Ihnen nicht angst vor dem Wahltage?“

„Nein — denn ich bin abergläubisch.“

„Sie? — Aber wie meinen Sie das? Was ist das für ein Aberglaube?“

„Das will ich Ihnen sagen. Ich nehme an, daß der Mensch einen gewissen Kreislauf machen muß. Nun erinnere ich mich, daß ich in meiner

Kindheit irgendwo in einem Hause war, wo man beständig von den tropischen Gegenden sprach und sie mit außerordentlicher Vorliebe schilderte. Dies, glaube ich, legte den ersten Grund zu meiner Sehnsucht dorthin. Und so habe ich auch Ihnen wieder begegnen müssen, gleichsam um Abschied von Allem zu nehmen, womit mein Leben begann."

„Aber mein Himmel, das ist ja als wenn Sie zu sterben gedächten!"

„O nein — nur an einen neuen Kreislauf. Man muß sein Schicksal nehmen, wie es ist. Hätte ich die Wahl, so bliebe ich vielleicht am liebsten zu Hause in einem Kreise, welcher mir zusagte."

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?"

Er bemerkte, daß sie ihn nicht verstand, und lächelte, wie um ihr darin Recht zu geben, daß er wirklich nur im Scherze gesprochen.

Emilie gehörte nun einmal zu jenen Frauen, welche den meisten Genuß darin finden, daß man ironisch mit ihnen spricht und scherzend andere Gefühle zur Schau trägt als die, welche man hat.

Er ließ sie bei ihrem Glauben; er ließ sie die Heldengestalt betrachten, in welcher sie ihn zu sehen wünschte.

Als er fortritt, sagte sie bei sich selbst:

„Ich erweise ihm zu viel Huldigung, aber wie kann ich anders?"

„Wie sanft und angenehm ist ihre Stimme! wie heiter und wohlthuend ihr Blick!" dachte er, indem er sich entfernte.

Es verging beinahe eine Woche und die Entscheidung nahete heran. Otto sollte sich zu einer Wahlversammlung in der Stadt einfinden und kehrte unterwegs im Pfarrhause ein.

„Können Sie mir nun Glück mitgeben?" sagte er scherzend zu Emilien. „Es sollte lieber die eigene Vaterstadt sein, in welcher man aufträte. Da könnte man sich selbst die besten Agitatoren aussuchen. Dort sollte ein Mann sein wie Doctor Siemsen — können Sie sich noch auf Doctor Siemsen besinnen?"

„Ob ich mich auf ihn besinnen kann? „Dann nehmen wir einen Löffel voll Wassergrütze,"" sagte sie, indem sie Siemsen's Ton mit Glück nachahmte.

„Und Gren — besinnen Sie sich noch auf Gren?"

„Ja wohl, diesen boshaften Menschen. „Im Namen des Königs arretire ich Euch!" O, er war köstlich!"

„Wissen Sie das wirklich noch? Damals waren wir oben im Taubenschlage.“

„Ja wohl, und Christian Foß lief davon! Ach, welche Angst hatte er! Gerade wie ein Haase lief er; ich glaube wirklich, er legte die Ohren rückwärts.“

„Wie laut und munter seid Ihr!“ sagte Bregning, der von einem Krankenbesuche nach Hause kam. „Lassen Sie mich auch Etwas davon hören. Ach, Emilie, schicke doch dem alten Niels Christopher ein wenig Suppe — ich glaube nicht, daß ihm sonst Etwas fehlt. Nun, Kroyer, nun wird der Schlag bald ausgeführt werden!“

„Ja, heute ist Probewahl in der Stadt und ich hoffe, daß Sie mit hineinkommen und mir ein wenig helfen. Sie kaufen ja bei den vornehmsten Kaufleuten.“

„Das kann ich wohl thun,“ antwortete Bregning, „aber wo ist der Justizrath?“

„O, der ist fast eifriger als ich selbst. Er hält eine Versammlung in einer Schenke mit einigen Verwaltern, Pächtern, Gutsbesitzern und Pfarrern. Er commandirt den rechten Flügel, welcher dem

Jägermeister Schiött gegenüber steht, der uns in den Rücken fallen möchte. Ich selbst führe das Centrum. Wollen Sie den linken Flügel führen, lieber Pastor?"

„Nein, das mag ich nicht! Gern will ich Ihnen meine Stimme geben, aber mit kämpfen kann ich nicht."

„Nun, ich kann Sie damit trösten, daß es auch überhaupt keinen linken Flügel giebt. Ich möchte gern einige Graukittel haben, wie König Waldemar, aber die Graukittel wollen nicht."

„O, es wird schon gehen."

„Ja, auf alle Fälle muß man das Lied anstimmen:

„Zu Sieg und Glück ward Volmer geboren.""

„Sind Sie zu Pferde?"

„Nein, ich fahre heute und kann Ihnen einen Platz anbieten."

„Nun, das ist schön, denn Sie wissen, daß man seine Thiere gern schont."

„Da kommt ein kleines Mädchen mit einem Briefe an den Pastor."

„Läufst Du heute Staffette, Anna Christine?"

„Ja, unser Vater ist auf der Arbeit," antwortete das zehnjährige Mädchen mit ihrem bestäubten, sonnverbrannten Gesichte.

„Sehen Sie nur, wie hübsch sie ist!" sagte Bregning auf Deutsch zu Otto.

„Ja, das ist sie wirklich," antwortete Otto; „ein ächtes dänisches Profil und welch' ein reiner Blick! Der Gedanke, daß ich fort soll, beschäftigt mich so sehr, daß ich ein ordentliches Heimweh fühle, wenn ich „etwas schönes Dänisches" sehe."

„Höre, kleine Anna Christine, Du bist gewiß durstig; willst Du ein paar Kirschen haben?"

Die Kleine war so schüchtern, daß sie weder Ja noch Nein antworten konnte.

„Anna Christine soll Kirschen bekommen," hob Otto wieder an. „Ich werde gleich gehen und Dir einige pflücken."

Nicht lange darauf kam er mit ein paar Händen voll zurück und gab sie der Kleinen. Emilie sagte:

„Es wird am besten sein, wenn Anna Christine erst etwas Ordentliches zu essen bekommt. Komm' mit mir in die Gesindestube."

„Nun will ich anspannen lassen," sagte Otto, als sie fort waren. Während er hinaus durch den langen Gang ging, welcher nach dem Hofe führte, blieb er einen Augenblick lang vor dem Fenster der Gesindestube stehen, um das hübsche Kind noch einmal zu sehen. Gleichzeitig kam Emilie in die Stube hinein und sagte zu der Kleinen:

„Hier hast Du einen ganzen Korb Kirschen, mein Kind; dann brauchst Du nicht die paar da."

Mit diesen Worten nahm sie die Kirschen, welche Otto gepflückt, und in demselben Augenblicke fielen seine Augen auf ihr Gesicht und es war, als wenn sie jetzt ihre wirkliche Gestalt angenommen hätte, die, welche sie als Kind hatte, den wunderbaren Ausdruck, der ihn in seiner frühesten Jugend mit unbestimmten Verheißungen der größten Glückseligkeit des Lebens erfüllt hatte.

Nach einer Weile saß er im Wagen an Pastor Bregning's Seite; wie er aber dahin gekommen war, wußte er nicht. Es sang wieder in ihm: „Der Mönch geht auf die Wiese" und: „Es steht ein Kloster in Oesterreich". Alle Melodieen brachen hervor, wie die Bäche im Frühjahre; Alles war ihm geschenkt

und gegeben. Die Poesie seiner Kindheit hatte sich verwirklicht, das Schicksal hatte ihm seine ganze Schuld bezahlt.

So groß war die Glückseligkeit, so rein und ideal stand sie vor ihm, daß es schien, als ob er es seinem Nachbar als Beispiel von einem ganz besondern und merkwürdigen Menschenglücke hätte erzählen können. Als er sich aber herumdrehte und Bregning ansah, erinnerte er sich, daß er ihr Mann sei und daß er ein solches Glück kaum ganz unparteiisch beurtheilen könnte.

„Nun sind wir eine Meile gefahren," sagte Bregning.

„Eine Meile!" rief Otto.

„Sie haben wahrscheinlich Ihre Rede ausgedacht und so vergeht die Zeit. Ich wollte Sie nicht stören. Nach Ihrer Miene zu urtheilen, muß die Rede sehr gut geworden sein. Ich verhielt mich daher ganz ruhig und dachte über den Vers nach, den Sie sangen."

„Hab' ich einen Vers gesungen? — Ja, jetzt fällt es mir ein — es geht Einem manchmal wunderliches Zeug im Kopfe herum — das Lied: „Der

Mönch geht auf die Wiese" kam mir auf die Zunge."

„Nein, es war nicht das Kinderlied: Der Mönch geht auf die Wiese. Das Lied fing vielmehr an: „Zu Sieg und Glück ward Volmer geboren"; ich saß still und dachte über den zweiten Vers nach, wo davon die Rede ist, daß sein Glück sich gewendet hat, worein ein solches Weltkind wie Sie sich allenfalls auch finden würde."

„Ja, das müssen Sie sagen, lieber Pastor. Da sitzen Sie jetzt und rauchen Ihre Pfeife und befinden sich wohl, während ein solches Weltkind wie ich mit trockenem Munde dasitzt."

Bregning drehte sich verwundert herum und sagte:

„Aber was zum Geier hat denn meine Pfeife mit der Sache zu thun? Wenn Sie nicht rauchen, so geschieht es wohl, weil Sie es nicht gelernt haben!"

„O ja, ich hab' es gelernt, mir aber wieder abgewöhnt."

„Dann geschah es wohl, weil Sie es nicht vertragen konnten?"

„Nein, es geschah um der Idee willen."

„Was wollen Sie sagen?" fragte Bregning aufmerksam.

Aber Otto hatte nach seiner Meinung schon zu viel gesagt und wollte nicht weiter mit der Sprache heraus.

„Nein, nein," sagte Bregning, „so kommen Sie nicht von mir los. Besitzen Sie in irgend einer Beziehung wirkliche Selbstverleugnung, so will ich es wissen und den Hut davor abnehmen. Aber Sie müssen mit der Wahrheit herausgehen und sagen, ob Sie mein Tabakrauchen für eine Sünde gegen die Idee halten."

„Nein, das Ihrige nicht; es kann ja leicht sein, daß Sie sich kein erstes Ideal aufgestellt haben."

„Ein erstes Ideal? Ein zweites oder drittes giebt es ja nicht. Es giebt für alle Menschen nur ein Ideal, nur einen Herrn, den Herrn Christum."

„Nun ja, rein herausgesprochen glaube ich, daß jede überflüssige Mahlzeit und jeder überflüssige Genuß eine Sünde ist. Er lenkt das Gemüth ab von dem Gedanken an den Tod. Man hat kein Recht auf etwas Anderes als auf das, was man braucht, damit der Leib den Geist tragen und ihm

dienen könne. Alles Ueberflüssige giebt dem Körper Uebergewicht und so führt das Eine zum Andern — zu Leichtsinn, Härte und Wollust."

„Sie irren sich! Sie irren sich. Aus dem Briefe des Apostels Paulus können Sie sehen, daß die Askese nicht gefordert wird."

„Allerdings — von Denen, die zur zweiten und dritten Klasse gehören, wird sie nicht verlangt. Paulus selbst aber, ein Mann erster Klasse, legte sich vollständigen Zwang auf. Da haben Sie gerade das erste Ideal."

Bregning konnte sich in der Eile nicht zurecht finden, als er auf diese Weise selbst ein Gegenstand der Kritik ward, und meinte, daß ein ruhiges, gutes Familienleben das eigentliche Ziel des Menschen sein müsse. Man müsse auf redliche Weise die Welt nehmen, wie sie sei. Wenn es schlimm ginge, so müsse man Gott um Verzeihung und um mehr Stärke bitten, und dann würde die Gnade nicht mangeln.

„Glauben Sie, Pastor Bregning, daß das Mächtige und Große in der Welt durch das stille, glückliche Familienleben vollbracht worden ist? Aber

wie wird es dann mit Denen, welche keine Familie bilden können? Woran sollen diese sich vielen Versuchungen gegenüber halten?"

„Sie müssen zusehen, daß sie so wenig Schaden als möglich anrichten."

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, lieber Pastor! — Ist nicht das, was ich jetzt sage, im Grunde genommen dasselbe, was in Ihren Worten lag, als ich so ängstlich fragte — aber Sie merkten meine Angst nicht. Sie stellten da das absolute Gebot des Gesetzes auf. Nun komm' ich mit den Consequenzen, jetzt kommt Ihre eigene Existenz mit in's Spiel und nun werden Sie einen Vergleich schließen wollen!"

„Ich schließe keinen Vergleich. Ich halte mich an die heilige Schrift. Hat Christus nicht selbst einen kleinen Luxus gebilligt? Lobte er nicht Maria, weil sie köstliche Salbe gekauft hatte und ihn damit salbte, anstatt das Geld dafür den Armen zu schenken?"

„Allerdings," antwortete Otto, „aber damals fühlten Alle, daß etwas Entsetzliches gegen Jesus im Anzuge war, eine schwere, bange Ahnung lastete auf

den Gemüthern, alle menschlichen Dinge verloren an Werth und erhielten nur insofern Werth, als sie seine letzte Zeit auf Erden verherrlichten. Und Maria hatte ja überdies selbst keinen Genuß von der Salbe."

Während Otto so sprach, dachte er bei sich selbst:

„Ich kann doch nicht ein solcher Heuchler sein, mit diesem Manne zu sprechen und inzwischen mit Sehnsucht an seine Frau zu denken, das geht nicht. Ich kann sie nicht wiedersehen — ich will nicht, — nein, auf Ehre!"

Inzwischen sagte der Pastor:

„Ja, aber wie Viele fassen denn das so poetisch auf wie Sie?"

„Wie Viele oder wie Wenige es thun, ist ja gleichgültig. Die Sache wird ja nicht durch Emporrecken der Hände entschieden. — O, Marie Elisabeth!" sagte er gleichzeitig bei sich selbst; „ich will lieber an sie denken!"

Aber was konnte das nützen? Tief in seiner Natur waren zwei Gefühle aufgestiegen, welche einander begegneten — die unüberwindliche Vorliebe

für das Antlitz, welches in seiner Kindheit seine Seele zu Zärtlichkeit, Bewunderung, Schmerz und Poesie geweckt hatte — jenes verführerische, heitere, schelmische Antlitz, welches er jetzt noch in der Erinnerung sah und welches in der Wirklichkeit nicht ausgeschlossen war — und der durch sein Jugendleben entwickelte Hang zu dem Freien oder Verbotenen. Ohne Emilien, ohne den sichtbaren Beweis von ihrer Liebe hätte er Marie Elisabeth lieben können; jetzt war er nur im Stande, sie als eine Schwester, als ein liebenswürdiges Kind zu betrachten; das Weib war Emilie. Wenn die Rede davon war, zu wählen, so lag das ganze Gewicht in Emiliens Wagschaale; aber er konnte, wenn er sich zur äußersten Anstrengung sammelte, auch beiden entsagen.

Dann aber dehnte sich sein Gemüth mit tiefer Sehnsucht und heißem Drange aus nach etwas Ganzem und Großem, was ihn beschäftigte und eine unbedingte Hingebung verlangte, oder nach dem strengen, einsamen Kampfe des vergangenen Winters in seinem kleinen Zimmer.

Und so trat er in der Versammlung auf, um sich Bequemlichkeit, Besoldung und Reise zu erkämpfen, oder um Andern Lebensgenuß und Herrschaft zu ver-

sprechen, in dem Dienste eines Geistes zu sprechen, der nicht der seine war, Opposition gegen Einrichtungen zu versprechen, deren Nothwendigkeit er anerkannte, und Gefühlen zu schmeicheln, die nur bei dem ganz Naiven berechtigt waren, bei Denen, welche so fest glaubten, daß sie ihre Worte mit der That, ja mit dem Tode besiegelten.

Gleichwohl zog er sich ziemlich gut aus der Affaire, indem er, wie so viele Andere, blos im Allgemeinen sprach und hauptsächlich bei den Puncten verweilte, in welchen keine Uneinigkeit stattfinden konnte.

Eine Interpellation von einem Fleischer, in wie weit es den Dorfschlächtern gestattet sein sollte, Fleisch in der Stadt feilzubieten und dadurch die Stadtschlächter zu ruiniren, beantwortete er damit, daß er in dieser Beziehung die angemessenen Schritte thun werde.

Uebrigens ging Alles sehr still und feierlich zu. Der Dorfrichter hatte den Pastor zum Dirigenten vorgeschlagen und hielt selbst erst eine kurze Einleitungsrede und darauf eine längere über die Bedürfnisse des Ortes, welche er dem Wahlcandidaten an's Herz legte und welche vielen Beifall fand.

Otto ward mit Bregning für den Abend zu dem Richter oder Bürgermeister eingeladen, wo es sehr elegant und heiter herging.

Der gemüthliche Frohsinn des Vaterlandes, das sorglose Wohlbehagen des Lebens schloß ihn in seine Umarmung. Hier waren seine Freunde. Sie öffneten ihm die Welt, nicht jene große ideale und kämpfende, wo das Leben auf's Spiel gesetzt ward oder wo der Ernst des Todes die tägliche Aussicht schloß, sondern die gleichmäßig friedliche, schöne, discutirende, genießende, wo man sich accommodirte und Arm in Arm rückwärts dem Tode entgegenging. Er fühlte den weichen Stuhl an, auf welchem er saß, und sehnte sich, seinen eigenen Heerd zu gründen und ein elegantes Haus zu führen. Er wollte vernünftig sein und sich vermählen; er wollte um Marie Elisabeth anhalten.

Seine Gefühle entsprachen wirklich der Atmosphäre, in welcher er sich befand. Sie waren so vernünftig, während Marie Elisabeth's Bild auf's Neue deutlich und schön emportauchte. Er interessirte sich doch für sie.

Das Einzige, was er ihr nicht geben konnte, war die Begeisterung des Herzens — das Einzige,

woran es so vielen Frauen in der Ehe fehlt, bis sie ernstere Sorgen bekommen. Zum ersten Male in seinem Leben kam auch der Gedanke, daß Marie Elisabeth vielleicht Vermögen habe. Dann brauchten sie nicht nach Amerika zu reisen, um die Zukunft zu suchen, sondern konnten daheim bleiben.

Gerade als er unter dem ihn umgebenden Gespräche dies mit sich geordnet hatte, sagte der Richter zu ihm:

„Jetzt, wo Sie unser Reichstagsabgeordneter werden, müssen Sie auch mehr Antheil an den Freuden und Leiden des Districtes nehmen als früher, und uns regelmäßig besuchen. Wir werden bald ein großes Fest hier haben und dabei jedenfalls das Vergnügen genießen, Sie ebenfalls zu sehen. Eigentlich ist es noch ein Geheimniß — Herr Paulsen und Fräulein Sandberg auf Tjörnelund sind mit einander verlobt und haben bereits um Dispensation angehalten, sich ohne vorheriges Aufgebot vermählen zu dürfen."

„Wirklich?" sagte Otto in dem Tone, welchen das Gesellschaftsleben ganz unwillkürlich anschlagen lehrt.

Inwendig in ihm aber sah es ganz anders aus.

Das Gemüth des Menschen ist ja von der Art, daß etwas Erstrebtes oft nur den letzten poetischen Glanz in Folge der Schwierigkeit erhält, welche den Zugang dazu versperrt. Marie Elisabeth erhielt plötzlich ihren ganzen vollen Werth in seinen Augen — in demselben Augenblicke, wo sie vollständig verloren war. Aus allen eben gehegten goldenen Träumen riß das Schicksal ihn mit einem einzigen Rucke heraus und zeigte ihm den Ocean. Aber dies that es auf feindselige Weise, wie es ihm schien, und in seinem Gemüthe erwachte eine bittere, wilde Lust zur Empörung gegen dieses ganze Gebahren, in dem er jetzt keine Gerechtigkeit sehen konnte.

Man brachte Toaste aus. Er trank einen nach dem andern und brachte selbst ein paar aus; zuerst einen launigen auf die Versöhnung zwischen den Stadt- und Landfleischern, Einigkeit zwischen Stadt und Dorf, und dann, wie sich gebührte, auf die Hausfrauen, als Repräsentantinnen des Friedens und der Poesie des Hauses, und auf Alles, wofür die Männer kämpfen.

Es wurden Cigarren gebracht und Bregning sagte zu ihm:

„Jetzt müssen Sie auch mit rauchen und nicht besser sein wollen als wir Andern.“

Otto nahm eine Cigarre, indem er antwortete:

„Ach ja, hat man den Gaul genommen, so kann man auch die Halfter mitnehmen.“

„Sie sind aber leicht zu verführen,“ sagte Bregning, überrascht, auf so wenig Widerstand oder blos den Schein eines solchen gestoßen zu sein.

„Glauben Sie? Ja, ich komme fast selbst auf diese Meinung.“

„Es giebt doch noch Glaubenseinheit in der Welt,“ rief Bregning laut lachend. Er war jetzt in der heitersten Stimmung.

Als Otto in der Nacht Bregning nach Hause gefahren und vor dem Pfarrhause abgesetzt hatte, sagte der Pastor:

„Kommen Sie vielleicht morgen Nachmittags zu uns herüber?“

„Nein, ich danke, Herr Pastor. Ich kann nun keine Besuche mehr abstatten.“

„Warum nicht? Was haben Sie für Abhaltung?“

Otto nannte Verschiedenes und setzte hinzu, er habe Brigitten versprochen, ihr nächstfolgenden Nach-

mittag Lebewohl zu sagen, und bei dieser Gelegenheit wolle er auch gleich Abschied von Sandbergs nehmen.

„Das können Sie ja auf dem Heimwege von uns thun! — Ich muß Ihnen nur sagen, daß der Kammerrath Rabe mir heute den Besuch seiner Frau anmeldete und daß ich sagte, sie würde Sie bei uns treffen. Die Frau eines Wählers dürfen Sie nicht geringschätzen.“

„Ah so — ja, wenn es Geschäftssache ist!“

„Nein, zum Teufel! Es soll für Sie auch eine Vergnügungssache sein!“ rief Pastor Bregning, der in seiner heitern Weinlaune jetzt gar noch anfing zu fluchen.

Siebentes Kapitel.

„Mein Ehrenwort liegt gebrochen auf der Schwelle," sagte Otto bei sich selbst, als er am nächstfolgenden Nachmittage vom Pferde stieg und .n das Pfarrhaus hineinging.

Das Wesen aber, welches dies sagte, saß blos wehmüthig reflectirend und beobachtend im Hintergrunde der Seele oder gleichsam über seinem Haupte, während der andere Theil seiner Existenz nach der gegebenen Anreizung hervortrat, noch sicherer nach einem großen Frühstück, welches bei dem Justizrath gegeben worden und wo der Wein in reichem Maße geflossen war.

Als er hineinkam und die Damen aus der Nachbarschaft sah, zwischen welchen Emilie hin und

her ging mit ihrer heimlichen nur ihm bekannten Liebe, anmuthig wie ein Wesen aus der Heimath der Poesie, ward er der lebhafte und höfliche junge Mann, den man zu sehen erwartete, während sein Inneres bebendes Entzücken barg.

Bregning war für den Augenblick abgerufen. Man nahm Platz im Garten unter einem großen Apfelbaume, dessen sich weithin streckende Zweige, mit halbreifen Aepfeln beschwert, herabhingen. Die Damen strickten und plauderten, aber nach kurzer Zeit nicht mehr sehr lebendig. Die Luft war von schweren elektrischen Wolken angefüllt, der Abend war schwül; eine Pastorsfrau klagte über nervösen Kopfschmerz; die Kammerräthin Rabe sagte, sie habe niemals Kopfschmerzen, aber es läge ihr Etwas in den Gliedern, als wenn ein Unglück geschehen sollte.

Ein zeitig gereifter Apfel war herunter gefallen. Otto hob ihn auf und ritzte mit einem Messer hinein.

„Das soll wohl ein Bild werden?“ fragte Emilie scherzend.

„Ja,“ antwortete er, „Sie sollen es gleich sehen. Ich schneide zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben unter einem Apfelbaume.“

„Ach mein Gott, da stürzt er, so lang er ist!“ rief eine der Damen, eine Pastorsfrau, deren Kinder in dem Garten spielten.

„Wer am meisten auf mich hält, bekommt das größte Stück!“ sagte Otto mit gedämpfter Stimme und reichte Emilien den Apfel.

Sie ward bleich und wankte auf dem Stuhle und im nächsten Augenblicke flog ihr eine brennende Röthe über Gesicht und Hals. Gleich darauf aber war keine Spur von Gemüthsbewegung in ihrem Gesichte mehr zu sehen.

„Hast Du Dir weh gethan?“ sagte sie zu dem Knaben. „Komm' her zu mir.“

Sie legte den Kopf des Knaben in ihren Schooß und liebkos'te ihn.

Die Luft ward immer schwerer und gleichsam mit Schwefelgeruch erfüllt. Mitten durch die Schwüle kam zuweilen ein kalter Windstoß.

„Es wird am besten sein, wenn wir machen, daß wir nach Hause kommen,“ sagte eine der Damen.

Eine andere bemerkte:

„Der Mond geht heute Abend zeitig auf und es wird daher nicht viel aus dem Gewitter werden.“

Otto fühlte in seinem Gemüthe den vulkanischen verzehrenden Boden, auf dem er stand, und während seine Schläfe pulsirten, kam einmal ein kalter Schauer dazwischen wie Fieberfrost.

Aber er war nicht im Stande, einen festen Punkt außer sich selbst zu finden. In Emiliens Selbstbeherrschung lag Etwas verborgen, was ihn schwindlig machte.

Als der Theetisch gedeckt war, kam Bregning und sagte:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich bald wieder fortgehe. Der alte Ole Larsen liegt in den letzten Zügen. Man läßt mir sagen, daß ich kommen und ihn zum Tode bereiten soll. Willst Du meinen Rock einpacken, Emilie?"

Die Kammerräthin Rabe sagte:

„Der Mann wohnt ja im Filialdorfe! Da haben Sie einen schlimmen Weg zu fahren, Pastor Bregning, und es wird eine sehr finstere Nacht werden."

„Ja," antwortete Bregning, „ich werde wohl vor Tagesanbruch nicht wieder nach Hause kommen. Es wird eine schlimme Nacht. Es hat mir immer davor gegraut, den alten Ole Larsen einmal zum

Tode bereiten zu müssen. Ich weiß selbst nicht, warum ich dieses Gefühl empfinde, aber freilich hat man immer nicht gut von ihm im Dorfe gesprochen."

„O, ich glaube, er war weiter Nichts als ein elender, boshafter Trunkenbold," sagte die Kammerräthin. „Kinder sind ja nicht da und der Schaden ist daher nicht groß, wenn er stirbt."

„Das mag wohl sein," antwortete Bregning. „Man nimmt sich zuweilen gewisse Dinge mehr zu Herzen als sie verdienen. Am hellen lichten Tage würde es mir vielleicht auch ganz anders zu Muthe sein als heute Abend."

Die Damen machten sich zum Abschiede fertig und die Wagen fuhren vor.

Otto stand einen Augenblick allein neben Emilien in der Wohnstube neben einem geöffneten Fenster. Ihr Blick glitt über sein Antlitz, ohne zu verweilen. Er sagte:

„Machen Sie dieses Fenster nicht zu, Emilie."

Als er dies gesagt hatte, fühlte er, daß eine Atmosphäre von Feuer sie umgab.

Er folgte dem Wagen, bis die Wege sich schieden. Dann ritt er noch ein Stück weiter, bog seitwärts und kam auf einem großen Umwege wieder in die

Nähe des Pfarrhauses, band hier das Pferd an einen Zaun und ging durch den Garten.

Der aufgehende Mond war von Wolken verdeckt, hatte aber schon begonnen, seine Macht auszuüben und das Gewitter zurückgedrängt.

Ehe Otto vom Pferde stieg, hatte er die Sterne über seinem Kopfe scheinen sehen. Als er durch den Garten ging, waren wieder dichte Wolken darüber gezogen.

„Man schließt vor mir die Fensterläden da oben," sagte er, ohne sich weiter in die Bedeutung seiner eigenen Worte zu vertiefen. „Ob sie mich wohl jetzt erwartet? — Nein, ich kann nicht, und ich will umkehren. Es tobt in mir ein solcher Aufruhr von allen unruhigen Kräften, daß ich auf alle Fälle keine Macht über mich selbst bekomme, ohne gegen das Ideal zu sündigen. Man kann doch nicht weiter kommen, ehe man ein alter Mann geworden ist — ich kann nicht — es ist stärker als ich. — Ihr geht es vielleicht eben so und dann ist es ja gut, daß ich Dänemark auf lange Zeit, vielleicht auf immer verlasse."

Das Fenster stand offen. Man konnte nicht in die Stube hineinsehen, und wenn Emilie nicht

selbst an das Fenster käme, wollte er nicht näher gehen. Diese letzte Bedingung stellte er sich selbst, oder vielmehr, er begehrte diese letzte Entschuldigung. Unwillkürlich fielen ihm die Verse jenes Kriegsliedes ein:

„Frau Ingeborg's Ja und Wille
War eben so gut als der meine,"

und mit dieser Erinnerung hätte er selbst durch Feuergluthen gehen können, schien ihm, dafern nur ihr Wille zugegen war.

Einen Augenblick später und während er so hinter einem der starken Bäume der Allee dicht vor dem Fenster stand, ward Emilie sichtbar. Sie streckte die Hand aus, wie um das Fenster zu schließen, aber die Hand sank herab und Emilie selbst auf einen Stuhl nieder und sie legte den Kopf auf den Fensterrahmen. In diesem Augenblicke wollte er vortreten.

Da fuhr Emilie plötzlich auf und horchte, aber hinein nach dem Hause, und gleich darauf fiel ein Lichtstrom in das Zimmer. Bregning kam mit Licht.

Emilie sank zusammen und Otto glaubte, sie sei ohnmächtig geworden. Schnell aber wie der

Gedanke richtete sie sich wieder auf, eilte auf ihren Mann zu, warf sich vor ihm nieder und rief:

„Gott sei Dank, daß Du kommst!"

„Mein liebes Kind, fasse Dich," sagte der Pastor, setzte das Licht aus der Hand und hob sie auf.

„Laß mich liegen!" rief sie. „Ich bin schlecht gewesen! Ich habe schlimmen Gedanken Raum gegeben! Aber ich will Dir Alles sagen."

„Worte können viel Böses thun," antwortete Bregning, „Du sollst mir Nichts sagen, wenn das Böse blos in Deinen Gedanken gelebt hat."

„Wie gut und groß Du bist!" sagte Emilie und erhob sich. „Aber Du hast Recht. Ich will Dir weiter Nichts sagen, als daß ich in Zukunft Dir ein wahrhaft christliches Eheweib sein will — so wahr mir Gott helfe!"

„Amen!" sagte Bregning, und die beiden Eheleute umarmten einander mit dem Ausdrucke der reinsten Zuversicht und Hingebung.

„Der alte Larsen ist todt," sagte Bregning bald nachher. „Der wunderliche Praas Haundrup oder Sem, der so oft in unser Kirchspiel kommt und mir in's Handwerk pfuschen will, ist bei ihm gewesen und begegnete mir auf dem Heimwege. Der arme

Kerl war meinetwegen gegangen und deßhalb lieh ich ihm meinen Wagen. — Wie finster es draußen ist! Ich will das Fenster schließen; die Nachtluft könnte Dir schaden."

Mit diesen Worten schloß Bregning das Fenster.

Otto ging aus dem Garten hinaus und fühlte, wie eine niemals zuvor gekannte Furcht bei jedem seiner langsamen Tritte sich seiner bemächtigte.

Er hatte keine Gedanken mehr. Er ging wie betäubt den Zaun entlang.

„Ich kann mir Nichts selbst sagen — ich weiß Alles," sagte er in banger Verzweiflung.

Endlich dachte er an das Pferd. Als er sich demselben näherte, schnob es ihm vergnügt entgegen, machte einen langen Hals und berührte ihn liebkosend mit der Schnauze.

„Armes Thier, Du weißt nicht, wen Du liebkosest," sagte er und stieg auf. Das Pferd ging, wie es wollte, und nach einer Weile, welche ihm unendlich lang und unendlich inhaltlos vorkam, sah er in der Dämmerung, daß er an Sandberg's Wohnung vorbei kam.

Madame Sandberg's und Marie Elisabeth's

Gesichter standen vor seiner Erinnerung, aber fern, in einer andern Welt, welcher er nicht mehr angehörte.

„Ich war es, welcher meinte, daß wir Alle das Magische ausstrahlen sollen, welches erlös't! — Wenn Bregning nun fünf Minuten später gekommen wäre — Gott erbarme sich! — Das war der letzte Dienst, den mein Schicksal mir erweisen konnte. Die Läden sind geschlossen — die Gnade ist erloschen. — Seid Ihr zugegen, Ihr guten Geister? — hörst Du mich, so bitte ich um Gnade, was sie auch kosten möge, ohne Bedingungen — aber mir kann Nichts helfen. Bregning's unschuldige Hand schloß mich hinaus in die Finsterniß. Ich kann mich nicht auf mich selbst stützen. Werde ich gewählt, dann werde ich ein erbärmliches Werkzeug — dann reise ich und bleibe ein erbärmliches Werkzeug. Könnte ich nur mit Jemandem sprechen — o Fra Jacobeo!"

Das Pferd blieb vor dem Thore des Justizraths stehen. Er wollte absteigen, um durch eine Hinterthür hineinzugehen und in aller Stille das Thor zu schließen, um sich sodann auf sein Zimmer zu schleichen. In diesem Augenblicke aber ward der junge Paulsen am Fenster sichtbar.

Er war ausgekleidet, hatte ein Gewehr in der Hand und sagte mit hohler Stimme:

„Der Schuß wird ja unsicher! Steh' doch still! Jetzt schieße ich!"

Otto erinnerte sich, daß Paulsen, wie man sich erzählte, zuweilen ein Nachtwandler war. Er hatte aber seinen Muth verloren und wußte nicht gewiß, ob Paulsen nicht vielleicht wach wäre und ihm aufgelauert hätte.

Unwillkürlich zog er daher sein Pferd um eine Ecke herum, setzte sich wieder auf und ritt langsam fort, in der Hoffnung, daß Paulsen mittlerweile von dem Fenster hinweggehen werde, aber ohne etwas Bestimmtes zu denken.

So kam er an die Bank in einiger Entfernung von Sandberg's Gehöfte und machte hier Halt.

Mit einem Male sah er eine gelbe Zunge an Sandberg's Dache emporlecken. Das, was ihn eigentlich beschäftigte, war von so überwiegender und intensiv geistiger Art, daß er keinen rechten Sinn für die Wirklichkeit hatte und diese gelbe Zunge blos für ein von der Natur ausgehendes Symbol ansah, für dessen Verständniß er die Fähigkeit verloren. Als es in Paris brannte, hatte er noch die Macht

gehabt, darin ein großes und furchtbares Zeichen zu sehen und die Bedeutung desselben zu begreifen; jetzt dagegen war er viel zu gedrückten Geistes, als daß er vermocht hätte, den leitenden Kräften der Welt zu folgen und ihren geheimen Zusammenhang sowohl in moralischen als physischen Kundgebungen zu ahnen.

Die gelbe Zunge breitete sich aber schnell aus; andere rothe Zungen folgten ihr und vereinigten sich mit ihr — sie zitterten und tanzten und schlugen dann hoch in einer großen Flamme empor — es war eine Feuersbrunst.

Er begriff das und erwachte. Er fand seine ganze Energie wieder, stieß dem Pferde die Sporen in die Seiten und erreichte in wenigen Minuten das Gehöfte.

In der Art und Weise, auf welche das Feuer Nahrung bekommt und sich ausbreitet, liegt zuweilen Etwas, was zu dem Glauben an einen übernatürlichen, dämonischen Einfluß verleiten könnte, obschon Alles so natürlich zugeht. Wie schwierig kann es zuweilen für Knaben sein, einen Schwärmer zum Brennen, oder für Jäger, einen Schuß zum Losgehen zu bringen, während zu andern Zeiten die unbedeutendste Bewegung hinreicht, um eine ver-

gessene, halb erloschene Gluth, einen fallenden Funken zur größten Gluth anzufachen!

Brigitte hatte Otto in Folge seines Versprechens erwartet, obschon eine Stunde nach der andern schlug, das Wasser im Kochen erhalten und einige Kuchen gebacken. Zuletzt wollte sie, von Schläfrigkeit überwältigt, zu Bette gehen, und entweder fiel ein Funke auf eine unrechte Stelle oder ward durch die Zugluft irgend einem brennbaren, leicht entzündlichen Stoffe zugeführt, während sie in ihre Kammer ging und einschlief.

Wenn das Feuer sich einmal bis zu einem Strohdache emporgearbeitet hat, so ist es wie eine Schaar von Geistern, welche, um ihr Opfer zu betäuben, einen leisen Gesang anstimmen. Ein einförmiges, einschläferndes Zischen schleicht sich um das Haus herum; das Knistern des Feuers geht wie auf Katzenpfoten, tanzt an dem Bette der Schlafenden vorüber, haucht sie mit seinem warmen Athem an, so daß sie ihren Ohren nicht trauen, wenn Sparren und Gebälk zu krachen beginnen, sondern die Bettdecke höher über den Kopf hinaufziehen, um ungestört von dem lustigen Tanze weiter zu träumen.

„Feuer! Feuer!" schrie Otto und schlug die

Fensterscheiben der Knechtkammer ein, welcher er am nächsten war.

Einer der Knechte kam schnell heraus und schloß das Thor auf, während das Feuer auch das Langstroh erfaßte, welches in großen Bündeln vor den Fenstern lag. Man hörte das Gekreisch der Mägde und die Küchenthür ward aufgesprengt. Das Vieh brüllte im Stalle, die Pferde wollten aus Furcht vor dem Feuerscheine nicht heraus und die Knechte schlugen sich mit ihnen herum.

„Wo ist Madame Sandberg und das Fräulein?“ schrie Brigitte, welche sich endlich aus dem Schlafe ermuntert hatte.

Das Dach stürzte über die Küche und bei diesem Anblicke erhoben die Mägde ein Angstgeschrei, denn nun schien das Schlafzimmer der Dame und ihrer Tochter von den Gluthen umzingelt und es ließ sich nicht bezweifeln, daß sie noch darin waren.

„Brigitte, wo ist ihr Schlafzimmer?“ fragte er und faßte sie hart am Arme und zwang sie, einen Augenblick lang ruhig nachzudenken.

„Da,“ sagte sie und zeigte auf eine Stelle, wo die Flammen jetzt die Fensterscheiben sprengten und

wo die Thür von dem brennenden Dachstroh versperrt ward. „Da schlafen sie! Gott erbarme sich!"

Otto sah in einer Entfernung von einigen Ellen ein Fenster offen stehen.

„Wohlan," sagte er bei sich selbst, „das ist das Fenster, zu welchem ich hinein soll."

Er eilte dem Furchtbaren entgegen, getrieben von dem unwillkürlichen männlichen Impulse, den man in seiner Natur haben muß, und von Hingebung für die beiden Personen, welche in Todesgefahr schwebten. Großentheils aber war es sein bewußter Wille und die That seines Gedankens. Es war eine Abrechnung, die er mit sich selbst hielt, und gleichzeitig damit, daß das Ganze volle Wirklichkeit war, ward es ein Symbol. Mit Zorn gegen sich selbst wagte er Alles, daß ihm die Fenster des Himmels wieder geöffnet werden möchten, koste es, was es wolle.

In diesem Augenblicke, als die Seele ihre tiefsten und heimlichsten Kräfte aufbot, sah er mitten in dem Rauche und in dem Feuerscheine das Gesicht seines Vaters, so wie er ihn das letzte Mal gesehen, und es glich, trotz dem bleichen, strengen Ernste, dem Kinderbilde, welches er einmal in schwerem Kampfe

inwendig vernommen, und während es sich so stark in ihm bewegte, murmelte er während seines heiligen Ganges einförmig:

„Sondern erlöse uns von dem Uebel! Sondern erlöse uns von dem Uebel!“

Als er in das Schlafzimmer kam, lag Madame Sandberg im Bette mit weit geöffneten Augen und focht mit den Armen in der Luft, aber außer Stande, sich zu erheben, und Marie Elisabeth stand an dem Bette mit einem Kopfkissen in der einen Hand und machte mit der andern verzweifelte Anstrengungen, um die Mutter aufzurichten.

Bei Otto's Anblicke stieß Marie Elisabeth einen Freudenschrei aus; in demselben Augenblicke aber schlug, durch den Luftzug veranlaßt, eine Rauchsäule auf die Mutter herab und warf die Tochter geblendet und halb erstickt auf die Seite.

Otto faßte Madame Sandberg in seine Arme, indem er zu Marie Elisabeth sagte:

„Halten Sie sich an meinen Rockschoß — können Sie?“

„Ja, ja!“

„Nun denn vorwärts!“

Die Decke brannte und knisterte. Ein Sparren fiel nieder und die brennende Spitze traf Otto in die Seite. Es schien ihm, als wäre es sein Vater,

welcher ihn berührte, halb in Zorn, halb mit wunderbarer Liebe.

Wenige Secunden später waren sie am Fenster, noch ein paar Secunden und sie waren gerettet, während das Dach hinter ihnen zusammenstürzte und die versammelte Menge in ein lautes Jubelgeschrei ausbrach.

Die Sturmglocken läuteten in der ganzen Nachbarschaft und es kamen immer mehr Menschen herbei. Eine Spritze fand sich ein, und von dem Westwinde unterstützt, faßte man Hoffnung, Scheune und Ställe zu retten, während das Uebrige schnell niederbrannte.

Bregning kam und bot Madame Sandberg und ihrer Tochter Quartier in seinem Hause an und traf Anstalten, sie sogleich mitzunehmen.

Zu Otto sagte er:

„Das ist doch eine unverkennbare Fügung Gottes, daß Sie von Kopenhagen hierher kommen müssen, um diese Menschen zu retten.“

„Also Sie reiten des Nachts auf meinem armen Braunen umher, um Menschen zu retten!“ rief der Justizrath, welcher nun zugleich mit seinem Sohne zur Stelle gekommen war; „aber gut gemacht war es!“ hob er wieder an und drückte Otto die Hand.

Einen Augenblick lang war die ganze Gruppe um die beiden Damen versammelt, welche nun mit-

fahren sollten, aber nicht fertig werden konnten, Otto die Hand zu reichen.

Paulsen umarmte ihn von der Seite, ohne ein Wort zu sagen. Als sie fort waren, sagte der Justizrath:

„Der Pastor weiß immer das Beste wegzufischen.“

Dann setzte er laut rufend hinzu:

„Alle hier, welche kein Obdach haben, lade ich zu mir ein!“

Seine Stimme klang tröstend über dem dunkelglühenden Schutthaufen und ward von Knechten und Mägden mit Dank beantwortet.

Als Otto am nächsten Morgen erwachte, ward er durch die Brandmaale auf den Händen, sein versengtes Haar und einen stechenden Schmerz in der Seite an die Begebenheiten der Nacht erinnert, dafern nämlich eine Erinnerung nothwendig war. Die Empfindung in der Seite rief mit der äußersten Bestimmtheit wieder das Bild seines Vaters hervor und führte ihn ganz in die große Gemüthsstimmung zurück, wo Alles auf dem Spiele stand, und in den gewaltigen Sturm, der durch seine Seele gegangen war. Wie im Walde nach Blitz, Sturm und Regen

die Zweige geknickt herabhängen und alles Schwere gebeugt, aber doch auch zugleich erfrischt dasteht — so war sein Gemüth.

Er hatte nicht geglaubt, noch etwas Neues in geistiger Beziehung erleben zu können, und doch war ein neues Gefühl in ihm erwacht — Demuth, nicht die Art Demuth, mit der er sich selbst ein erbärmliches Werkzeug genannt, sondern ein Zustand, in dem er ekstatisch ergriffen war von des Daseins wunderbarer Mischung von Strenge und Gunst, und in dem alle Seelenkräfte harmonisch zu einander standen, um das Leben anzuerkennen, nicht als ein Bedürfniß, sondern als eine Schuld. Er sah deutlich eine tiefe, gewaltige Glückseligkeit darin, für die Bezahlung dieser Schuld zu leben, für den ununterbrochenen Ernst des Lebens, ohne Rücksicht auf dessen Größe oder Kleinheit, in wahrem, thätigem Dienste, und sich damit sofort zu befassen, nicht zu warten, bis es ihm beliebte, sondern sich und sein Belieben darnach einzurichten.

Wie an eine große Gabe Gottes dachte er an Peter Kröll und seine Fabrik, und begab sich dorthin. Peter empfing ihn munter mit der Versicherung, daß er glaube, es würden einige der Arbeiter für ihn stimmen.

„Jetzt habe ich Dich um etwas ganz Anderes

zu bitten, Peter," sagte Otto. „Willst Du mir ein Zimmer in dem Hause an dem Bache einräumen und mich als Lehrer hier auf der Fabrik annehmen?"

„Dich, Otto? Das ist doch nicht Dein Ernst?"

„Ja wohl; ich habe nur die Furcht, daß Du mir es aus mißverstandener Freundschaft abschlagen wirst. Ich bitte darum, wie um eine große Gunst. Du mußt nicht glauben, daß ich Forderungen machen und Dich geniren will."

„Das ist es nicht," sagte Peter, konnte sich aber augenscheinlich nicht in den Gedanken finden, Otto in seinen Dienst zu bekommen.

Als Otto dies bemerkte, sagte er:

„Peter Kröll, zum ersten und letzten Male erinnere ich Dich an Uri. Bist Du mir Dankbarkeit schuldig, so bezahle sie — ich bitte Dich darum. Thust Du es nicht, so muß ich wo anders hingehen und Dienste suchen."

„Traue mir doch nichts Schlechtes zu. Ich will Alles, was Du willst. Aber was werden meine Leute sagen?"

„Ich werde ihnen selbst erzählen, daß ich bei ihnen wohnen und mit ihnen leben will."

„Sie werden glauben, Du thust es, um ihre Stimmen zu bekommen."

„Ich will ja aber gar nicht Reichstagsabgeordneter werden.“

„Nicht?“ fragte Peter. „Wollen denn die Andern Dich nicht haben.“

„Ja, es giebt welche, die mich nicht haben wollen.“

„Aber Du mußt Dich nicht sogleich schlagen lassen,“ rief Peter, und das Blut stieg ihm in Wangen und Stirn empor. „Ich werde sogleich in der ganzen Umgegend für Dich herumreiten und will die ganze Fabrik daran setzen, wenn es sein muß. Es soll Keiner auch nur mucksen. Meinetwegen kann Herr de Castro mich später fortjagen, wenn er Lust hat.“

„Peter! Peter! Hier hatte ich geglaubt, den geringsten Widerstand zu finden, und finde ihn gleichwohl ziemlich groß. Thue doch, um was ich Dich bitte.“

„Es ist wahr; Du willst es einmal haben. Aber ich kann es nicht begreifen. — Ja, aber man soll gleich noch ein Stück Wald ausroden und bis zum Frühjahr sollst Du einen Garten bekommen, der einen halben Morgen Flächeninhalt hat.“

Otto lächelte.

„Bin ich also nun angenommen?“ fragte er.

„Ja," antwortete Peter immer noch zögernd; als er aber Otto's Händedruck fühlte, rief er:

„Es ist doch ein großes Glück, wenn es Deine wirkliche Meinung ist, Otto — wann wirst Du kommen?"

„Ich bin schon da. Hier ist meine Heimath."

„Nun dann muß ich wohl sagen: Willkommen! Glück auf!"

Noch schwieriger war es beinahe, den Justizrath Paulsen mit dem Gedanken zu versöhnen, daß er sich so viel Mühe vergebens gemacht — daß er sich „zum Narren halten" lassen. Die Schwierigkeit lag besonders darin, in aller Eile einen andern Wahlcandidaten zu bekommen, bis es ihm einfiel, daß er ja selbst als solcher auftreten könne, was er auch that.

Hatte es schon auf dem Herrenhofe und an andern Orten etwas Unerklärliches, daß Otto auf diese Weise verschwand, so erweckte es in der Fabrik und in der Nachbarschaft derselben noch mehr Erstaunen, als man erfuhr, daß er sich freiwillig hierher zurückgezogen hatte.

Einige Zeit lang bewahrte man eine gewisse Scheu diesem Ungewöhnlichen gegenüber, das sich

beinahe von dem gesunden Menschenverstande zu entfernen schien; desto größer aber und tiefer ward allmählig die Anerkennung bei Denen, mit welchen er täglich verkehrte, und die nicht vollständig begriffen, was von ihm ausstrahlte, es aber glaubten und annahmen.

Der Schmerz in der Seite förderte ihn seltsamer Weise in seinem Berufe, denn er war ihm eine Mahnung. Die Seele schaute in die Welt hinein, welche hinter der wirklichen liegt. Sein inneres Auge sah, wenn er mit Menschen beisammen war, einen Hintergrund, wo das bleiche Antlitz des Vaters neben andern Unbekannten sichtbar war, und sein Ohr hatte die Fähigkeit empfangen, wenn die Menschen sprachen, das Unsterbliche aus dem Leben ihrer Seele zu hören und dies als das Eigentliche zu betrachten.

Mit diesem tiefen, wehmüthigen Sinne konnte er die Seele hören, das Gute, das Unsterbliche, wenn es auch gleichsam in Schutt begraben lag. Der Schutt ist stets verhältnißmäßig leicht auf die Seite zu werfen, wenn man weiß, daß Jemand, ein Verwandter oder Freund, darunter lebt.

Mittlerweile entstand in seinem Gemüthe eine sonderbare ihm bis jetzt unbekannte Ironie. Die gewöhnliche Ironie — welche Schiött ihn einmal

gelehrt — besteht darin, daß man trotz aller schönen Worte das dahinter steckende Thörigte merkt; jetzt sah er das Entgegengesetzte; das Gute, verwundert über jede Handreichung, kannte sich selbst als die eigentliche Natur und kämpfte sich durch, während oft das Wort noch die Gewohnheit des Schlimmen trug. Mit tiefem Sinne konnte er das Leben als eine sonderbare Komödie auffassen, wo die Welt gut ist, aber schlecht handelt und noch schlimmer spricht, und wo alles Das, was vereinzelt schlimm ist, zusammengenommen etwas Gutes ausmacht.

Nach und nach ward der Schmerz in der Seite mehr als eine Mahnung — ein schwerer und beschwerlicher Kampf, und endlich fragte er einen Arzt um Rath.

An dem Mienenspiele des Arztes sah er, daß Gefahr vorhanden war, und bat ihn, ihm seine Meinung deutlich und bestimmt zu sagen.

„Es kann sich ja wieder bessern,“ sagte der Arzt.

Otto begriff, daß sein Uebel ein tödtliches war, und sein ganzes Wesen erzitterte, daß er nun dem Feinde gegenüber stand, der das ganze Leben hindurch unverständlich ist und sich demselben doch verständlich macht. Und nun sollte er also fort, nachdem er angefangen hatte, glücklich zu sein,

Frieden zu empfinden, uneigennützig zu lieben und sich geliebt zu fühlen! Im nächsten Augenblicke aber, nach einiger Anstrengung, sah er wieder den Hintergrund. Er wußte nun blos, daß er die schmerzenvolle Brücke war, welche darüber führte. Indem er in der Erinnerung die großen Augenblicke seines Lebens sammelte, um dem größten entgegenzugehen, sagte er bei sich selbst:

„Dafür sind wir Edelleute! Wir müssen bezahlen."

Er fragte:

„Wie lange wird es noch dauern, Doctor; und werde ich das Bewußtsein behalten bis auf den letzten Augenblick?"

„Auf die zweite Frage kann ich Ja antworten. Was die erste betrifft, so kann es kürzer oder länger dauern; wenn Sie aber in dieser Welt noch Etwas zu ordnen haben, so wird es räthlich sein, es innerhalb eines Monats zu besorgen."

„Also ein Monat Dienst!" murmelte Otto.

Er hatte eine Unterredung mit Paulsen und Marie Elisabeth, und — wie sie später sagten — er konnte mit ihnen machen, was er wollte, wenn er sie blos ansah. Zu dem, was er begehrte, waren sie schon im Voraus bereit. Er vermachte ihnen seinen Beruf und Paulsen zog sofort zu ihm.

So hatte er auch die Freude, Brigitten mit Peter Kröll zu verloben.

Seine Mutter kam und er erzählte ihr so gut als möglich sein ganzes Leben, vertrauete ihr auch, wie er sie verletzt, wie kalt er in seinem Gemüthe gewesen, und wie ungereimt, daß er ihr zum Beispiel nicht hatte verzeihen können, daß sie Tabak schnupfte.

„Jetzt," sagte er, „ist es mir geradezu eine Freude, denn ich freue mich jetzt über Alles, was Dir angenehm sein kann."

Von diesem Augenblicke an legte er sich Zwang auf. Die alte Frau that alles Mögliche für ihren Sohn. Mit der wunderbaren Fähigkeit, welche die Mutterliebe besitzt, drang sie in sein Gemüth ein, erhob sich zu ihm und begann gleichsam sich selbst neu zu schaffen, mit einer großen, schmerzvollen Aufopferung manches eingewurzelten Hanges.

Als sie einmal, während er schlief, bei ihm saß, mit von Schmerz und Liebe verklärtem Antlitze, erwachte er und sah sie überrascht an.

„Was giebt es, Otto?" fragte sie ganz ängstlich.

„O Mutter, Du bist so herrlich! Du bist ein Weib, wie ich es sehnsuchtsvoll suchte, die Mutter

der Gracchen. Aber Dein Sohn ist kein Gracchus geworden, liebe Mutter."

Die Thränen traten ihr in die Augen, und als sie sah, daß er aufstehen wollte, sagte sie:

„Willst Du nicht lieber ruhig liegen bleiben? Stirb mir nur nicht."

Er sagte bei sich selbst:

„Ach, sie versteht nicht, daß ich vielleicht diese Glückseligkeit um einen billigen Preis haben könnte — daß ich nur mit dem Tode vor Augen den Muth und die Fähigkeit habe bekommen können, zu sterben und nach dem Tode zu leben."

Sie hob wieder an:

„Bleib' liegen, Otto; strenge Dich heute nicht an."

„Liebe Mutter, Du weißt nicht, daß ich nur durch Anstrengung die Kraft zu leben bekomme."

„Dann freilich ist es eine andere Sache," sagte sie beruhigt.

Endlich kam die Zeit, wo der Körper nicht mehr zu gehorchen im Stande war. Er hatte blos noch einige Tage zu leben.

Marie Elisabeth und die Mutter waren bei ihm und wichen selten von seinem Lager. Auch Emilie kam herbei.

„Kannst Du Dich entsinnen," sagte er den

letzten Tag zu Emilien, „wie wir an dem Strande hinabgingen und dem Schiffe Marie Elisabeth nachschaueten?"

„Ja, Otto; warum denkst Du jetzt daran?"

Er antwortete nicht, sondern blieb lange mit geschlossenen Augen und einem glücklichen Lächeln liegen.

„Sprecht mit mir," sagte er endlich, „laßt Eure gesegneten Stimmen mir folgen. Ich bin glücklich über alle Maßen — wenn nur das Kind näher käme."

„Was für ein Kind denn, Otto?" fragte die Mutter.

„Das in mir lebt — es schwebt mir voran — es hat niemals recht nahe kommen wollen — Da kommt Marie Elisabeth gesegelt — siehst Du, Emilie — das Schiff ging nicht unter — Das Kind steht am Flaggenstock — Sie rufen Hurrah — nun werden wir segeln — o, da ist das Kind — — O Vater, wie hell Du glänzest!"

Ende des zehnten und letzten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.